This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Das Kommen des Herrn in unſerer Zeit.

Sechs Predigten

gehalten in der Weihnachtszeit des Jahres 1848
in der Münſterkirche zu Schaffhauſen,

von

Dr. Daniel Schenkel,
Pfarrer am Münſter.

(Mit einem Sendſchreiben an Herrn Prof. Dr. Hagenbach in Baſel.)

Schaffhauſen.
Verlag von Alexander Beck & Sohn.
1849.

EX
8066
.S34

Sendschreiben

an

Herrn Professor Dr. Hagenbach

in Basel.

Verehrteſter Freund!

Indem ich es wage, Ihnen dieſe Blätter zu überreichen, leitet mich dabei zunächſt der Wunſch, Ihnen bei Veranlaſſung Ihres vor kurzer Zeit gefeierten Lehramts-Jubiläums in der Eigenſchaft eines ehemaligen bis heute mit Ihnen in ſchöner Freundſchafts-Verbindung ſtehenden Schülers einen nachträglichen geringen Beweis meiner Liebe und Hochachtung zu geben. Gerade weil dieſe Predigten von einem Schüler kommen, werden Sie als Meiſter der homiletiſchen Kunſt nicht eben den ſtrengen Maßſtab rückſichtsloſer Kritik daran legen, ſondern die anſpruchsloſe Gabe als das nehmen was ſie iſt — als den einfachen und getreuen Ausdruck eines Predigers des Evangeliums, der in dieſer ernſten Zeit im Glauben an ſeinen Herrn und Heiland immer feſter zu werden, und die ihm anvertraute Gemeinde immer feſter zu machen ſucht. Wenn ich mir daher ganz wohl bewußt bin, höhere homiletiſche Anſprüche mit dieſen Predigten weder befriedigen zu wollen noch zu können: ſo mag die Herausgabe derſelben doch in dem gegen den Herausgeber hie und da geäußerten Wunſche einige Entſchuldigung finden, er möchte noch mit dem Abſchluſſe des ſo verhängnißvollen Jahres 1848, nach einer langen und ſchweren Krankheit, die ihn während Dreiviertheilen des Jahres an der Verkündigung des Wortes gehindert hatte, ſich über die religiöſe Bedeutung der Zeitbewegungen vor ſeiner Gemeinde ausſprechen und das Ausgeſprochene auch ſolchen zugänglich machen, die entweder in der Nähe das Gehörte noch einmal

sich zu vergegenwärtigen wünschen, oder in ferneren Kreisen lebend vielleicht darin einigen Trost und Beruhigung finden dürften. Und was könnte in einer solchen Zeit einem Diener des göttlichen Wortes erwünschter sein, als auch nur einigen Seelen, denen auf den sturmbewegten Meereswogen der Zeit das Steuerruder des Lebensschiffleins entsinken will, mit Gottes Hülfe wieder zu festerer Zuversicht auf den rechten Steuermann zu verhelfen, der, wenn unsere Hand sinkt, selbst das Steuer ergreift, und dessen oft zaghafte Jünger noch täglich Ursache haben verwundert zu fragen: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorchen?“

Da nun aber eine bloße trockene Zueignung einer so geringfügigen Gabe sich kaum entschuldigen ließe, so verdenken Sie mir es gewiß nicht, wenn ich diese Gelegenheit ergreife, um mein Herz gegen Sie über dies und das was in dieser Zeit jeden theilnehmenden vaterländischen Theologen und auch untheologische aber strebsame Glieder der Gemeinden im Stillen beschäftiget und bearbeitet, offen auszuschütten. Fehlt doch im gewöhnlichen brieflichen Verkehre zu eingehenderen Herzensergießungen der Art nur zu sehr der Raum, und kann es doch außerdem nur nützen, wenn auch entferntere Freunde und Gesinnungsverwandte solchen mit einer gewissen innern Nothwendigkeit sich hervordrängenden Gedanken und Empfindungen ihre Theilnahme schenken und ihr tieferes Nachdenken widmen.

Es wird Sie wohl nicht befremden, wenn ich an die welterschütternde Revolution des Jahres 1848 meine weiteren Betrachtungen anknüpfe. Zwar hat der Schaum, den die Fluth der Revolution seit bald einem Jahre aus unheimlichen Tiefen emporgetrieben und mit dem sie selbst die moderne Civilisation zu bedecken drohte, sich etwas abgeklärt, und Manche sind jetzt überhaupt der Meinung, daß die Zeit der Ebbe wieder eingetreten sei. Ebbe und Fluth mögen wohl noch eine

Weile mit einander wechseln; aber so viel ist gewiß schon manchen tiefer blickenden Zeitgenossen klar geworden, daß ein gewaltiger Umschwung sich in den Gemüthern vorbereitet, dessen bloße Vorzeichen die gegenwärtigen politischen Umwälzungen sind; daß die wesentlichen Grundschäden unserer Zeit nicht auf dem Gebiete der bürgerlichen, sondern der menschlichen Gemeinschaft liegen; daß seit Jahren und Jahrhunderten der Egoismus die religiösen und sittlichen Grundlagen der christlich-abendländischen Völkerschaften langsam untergraben und aufgelockert hat; daß es unserer Zeit überhaupt an dem Herzschlage der Liebe fehlt, der die zersetzten Säfte des Völker- und Gemeindelebens wieder erfrischen und durch die Adern des geistigen und sittlichen Verkehrs treiben sollte; daß die letzte Frage unserer Zeit darum nicht eine politische, sondern eine religiös-sociale ist, und daß Alles daran gelegen ist, hinter dieser Frage nicht ein Fragezeichen stehen lassen zu müssen, sondern eine befriedigende Antwort darauf ertheilen zu können. Darum haben auch diejenigen Berathungen in der Frankfurter Reichsversammlung, welche der Neugestaltung der religiösen und kirchlichen Verhältnisse gewidmet waren, mich nicht nur als Theologen, sondern auch als Menschen am meisten in Spannung versetzt, und ich bin überzeugt, daß von ihrer Entscheidung und möglichen Durchführung die Zukunft des christlichen Mitteleuropa's noch weit mehr abhängig ist als davon, ob die deutsche Reichsverfassung nach aristokratischen oder demokratischen Theorien zugeschnitten werde. Lösung des althergebrachten Verbandes zwischen Kirche und Staat, oder richtiger vielleicht noch: Trennung ist das erfolgreiche Resultat der ersten Berathung gewesen, von dem aus natürlichen Gründen der Consequenz die zweite in diesen Tagen erst vollendete im Wesentlichen nicht mehr abweichen konnte. Von dem Augenblicke an aber, wo

die neue Theorie in Deutschland ins Leben treten wird, nimmt, zumal für die evangelische Kirche, eine neue Zeitrechnung ihren Anfang. Zugleich hat damit auch der Staat einen Standpunkt eingenommen, wie die Weltgeschichte — die vereinigten Staaten Nordamerika's theilweise ausgenommen, deren eigenthümliche Verhältnisse dabei aber in Betracht kommen — kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat.

Weit entfernt nun, verehrtester Freund, mich in weitläufige Erörterungen über diese kirchliche Revolution, welche in Deutschland von den Sitzen der Reichsversammlung aus — ohne alle Beiziehung der gesetzlichen kirchlichen Organe — dekretirt worden ist, einlassen zu wollen, und Ihrer Uebereinstimmung mit mir darin zum Voraus gewiß, daß die beschlossene Trennung jedenfalls als die unselige Frucht eines tiefen Schadens in Staat und Kirche betrachtet werden müsse — möchte ich eher darüber mich gegen Sie auszusprechen wagen, (am liebsten aber Sie selbst zu tiefergehenden Besprechungen etwa im Kirchenblatte veranlassen): was denn die schweizerische evangelisch-reformirte Kirche (in so fern der Zeit von einer schweizerischen Kirche die Rede sein kann) gegenüber diesen Umwälzungen auf dem Gebiete der stammes- und blutsverwandten deutschen Kirche für eine Stellung einzunehmen, für eine Aufgabe zu lösen habe? Unser eidgenössisches Vaterland, das am Ende des vorigen Jahres eine gefahrdrohende, erschütternde Krisis zu rechter Zeit noch überstanden hat, hat auf dem Wege ruhiger Entwicklung statt des alten Bundes eine neue staatsrechtliche Grundlage erhalten, und dabei ist auch das Verhältniß des Staates zur Kirche zwar principiell nicht festgestellt, aber doch theilweise berücksichtigt worden. Während nach Art. III. §. 17 der Grundrechte die Frankfurter Versammlung die Bildung neuer sogenannter „Religionsgesellschaften“ von einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat nicht mehr

abhängig macht, ist nach Art. 44 der eidgenössischen Bundesverfassung die freie Ausübung des Gottesdienstes nur den (vom Staate) anerkannten christlichen Confessionen im Umfange der Eidgenossenschaft gewährleistet. Damit hat die Eidgenossenschaft das Princip der Staatskirche wenn auch nur in dem Sinne wieder aufgenommen, wie es von Hundeshagen in seinem ausgezeichneten Werke über den „deutschen Protestantismus" und von Ullmann in seiner nicht genug zu beherzigenden Schrift über die „bürgerliche und politische Gleichberechtigung aller Confessionen" begründet und empfohlen worden ist. Die confessionelle Staatskirche ist nämlich aufgegeben, oder doch wenigstens in dem Sinne beschränkt, daß kein Kanton die freie Ausübung einer anerkannten christlichen Confession verhindern darf. Aber die christliche Staatskirche, in deren Begriff es liegt, daß der Staat nur auf den Grundlagen christlichen Glaubens und christlichen Lebens festen Bestand haben könne und daß ein Aufgeben dieser Grundlagen auch ein Aufgeben der Grundbedingungen der höheren staatlichen Entwicklung in sich schlösse, diese ist nicht nur in Art. 44, sondern auch in Art. 41, worin nur solchen Schweizern, welche einer der christlichen Confessionen angehören, das Recht der freien Niederlassung im ganzen Umfange der Eidgenossenschaft gewährleistet wird, entschieden anerkannt. Ist auch die Fassung von Art. 44 zweideutig und leicht fähig, spätere Conflikte herbeizuführen, da nicht gesagt ist, wem das Recht, christliche Confessionen anzuerkennen, zustehe, ob dem Bunde, oder ob den einzelnen Kantonen, ist jedenfalls kaum anzunehmen, daß, wenn ein protestantischer Kanton das Bekenntniß der Deutschkatholiken oder der freien lichtfreundlichen Gemeinden mit dem alten reformirten gleichstellen würde, die katholischen Kantone die freie Ausübung eines solchen Gottesdienstes nach Art. 44 sofort zugeben würden: so ist immerhin die Umsicht

und Besonnenheit, mit welcher die verfaßunggebende eidgenössische Behörde bei der Erledigung der einschlagenden kirchlichen Fragen verfahren ist, lobenswerth, und es zeigt für den praktischen Verstand und die immer noch tief wurzelnde Achtung vor dem kirchlichen Leben im Schweizervolke, daß das Jahrhunderte hindurch bestehende Band zwischen Kirche und Staat in der neuen Bundesverfassung nicht vorschnell zerrissen, sondern nur erweitert worden ist.

Immerhin aber können wir dabei der unwillkürlich sich uns aufdrängenden Frage nicht ausweichen: ob, wenn in Deutschland das Princip der Trennung durchgeführt wird, in unserm Vaterlande dasjenige der Einigung zwischen Kirche und Staat noch länger werde erhalten werden können? oder ob nicht vielleicht die Trennung eine nothwendige Entwicklungskrankheit, ein Durchgangspunkt zu einer neuen würdigeren Verbindung der Kirche mit dem Staate sein müsse?

Fern sei es von mir, mich hier über allgemeine Theorien ergehen und entscheiden zu wollen, worin mehr Wahrheit liege, ob in dem Vinet'schen Principe, welches den Staat als den natürlichen Collektiv-Menschen für unfähig hält, eine würdige Verbindung mit der Kirche, den erlösten Individual-Menschen, abzuschließen, oder ob in der entgegengesetzten Rotheschen Ansicht, nach welcher der Staat bestimmt ist, der erlöste Collektivmensch zu werden, und wornach die Kirche, d. h. alle erlösten Individual-Menschen, geradezu verpflichtet sind, im Staate allmälig aufzugehen. Ich halte mich am liebsten an geschichtliche Thatsachen, zumal wo es um Feststellung kirchen- und staatsrechtlicher Verhältnisse sich handelt. Und da weiß Niemand besser als Sie, der ausgezeichnete Kenner und Darsteller der Reformationsgeschichte, daß die Reformation es war, welche den Staat in seiner höhern religiös-sittlichen Würde wieder anerkannte, während sie einen religiös-indifferenten oder

unchriſtlichen Staat nicht einmal dem Begriffe nach kannte, und jedenfalls das Beſtreben, einen ſolchen ins Daſein zu rufen, für ein barbariſches angeſehen hätte. Und in der That begreift man nicht, aus welchem auch nur vernünftigen Grunde der Staat alle möglichen Thätigkeiten des menſchlichen Geiſtes in ſich zu faſſen und ſich einzuleben berufen, dagegen aber von der tiefſten und innerlichſten, der religiöſen, ſich unbedingt loszuſagen verpflichtet ſein ſoll. Uebrigens fühle ich wohl, wie wenig es Aufgabe dieſer Blätter ſein kann, die Nachtheile, welche die Trennung von der Kirche für den Staat unausweichlich nach ſich ziehen müßte, näher zu beleuchten, und es darf mir genügen unmaßgeblich nur anzudeuten, welchen Weg die Kirche einzuſchlagen hätte, wenn der Staat ſeinen gegenwärtig nicht abzuläugnenden Trennungsgelüſten mit der Zeit Folge geben ſollte.

Fürs Erſte ſtimmen Sie mit mir gewiß vollkommen darin überein, daß (einen einzigen Fall ausgenommen) es nie Sache der evangeliſchen Kirche ſein könne, dieſe Trennung irgendwie zu befördern oder ihren Vollzug zu beſchleunigen. Ganz anders verhält es ſich mit der römiſch-katholiſchen Kirche, welche die Lehre Bonifacius VIII. von den zwei Schwertern in der einen Hand der geiſtlichen Gewalt noch nie zurückgenommen, und den Staat immer nur als die oberſte Zuſammenfaſſung der irdiſchen Intereſſen des Menſchen anerkannt hat. Dieſer muß eine möglichſt unbedingt durchgeführte Trennung vollkommen erwünſcht ſein, weil ihr auf dieſe Weiſe der Weg zu erneuerter Wiederherſtellung ihrer längſt verlornen Völker- und Gewiſſensherrſchaft gebahnt wird. Die evangeliſche Kirche kann ſich dagegen nur freuen, wenn der Staat recht viele religiöſe und ſittliche Elemente in ſich hineinarbeitet, und von einem immer höhern Bewußtſein ſeines göttlichen Berufes erfüllt wird, und es wäre gewiß von dieſer eben ſo grundſatzwidrig als unpraktiſch, ihn

in einem solchen Bewußtsein stören und seiner höheren Würde entkleiden zu wollen. Nur in einem Falle müßte die evangelische Kirche die Trennung vom Staate fordern, wenn nämlich derselbe sich offen als indifferent, oder was dasselbe ist, als ungläubig erklärte. Denn daß die Gläubigen gezwungen werden sollten, sich unter die Gewissensleitung und Fürsorge eines ungläubigen, der Kirche feindlichen Staates, zu stellen, das wäre nicht nur mit den Grundbegriffen individueller Freiheit unvereinbar und ein Hohn auf die Freiheitsbestrebungen unserer Zeit, sondern auch eine für die Betroffenen selbst in jeder Beziehung unerträgliche Tyrannei; ja es darf keck behauptet werden, daß wenn die christenfeindlichen römischen Kaiser nicht tolerant genug waren, den Christenverfolgungen Einhalt zu thun, sie sich doch gewiß niemals zu der Höhe von Intoleranz erhoben hätten, von den verfolgten Christengemeinden zu fordern, als Bischöfe anerkannt zu werden, oder denselben zuzumuthen, aus ihrer Hand sich ihre Kirchenvorsteher und Hochschullehrer ertheilen zu lassen.

Wenn daher die Stellvertreter der deutschen Nation darauf beharren, die völlige Gleichgültigkeit des Staates gegen jede besondere religiöse Gemeinschaft, sei dieselbe eine christliche, jüdische oder heidnische, und damit die „Religionslosigkeit", wie dies Dr. Jul. Müller in der Wittenberger Versammlung vom letzten September richtig ausgedrückt hat, zu proclamiren, so ist es gewiß Pflicht der Stellvertreter der deutschen Kirche, sich den Einwirkungen eines solchen Staates möglichst zu entziehen, der Kirche ihr Selbstgesetzgebungs- und Selbstregierungsrecht zu sichern, und für einmal gegen den Staat nur noch einen Missionsberuf zu erfüllen Denn so wenig die Kirche jemals das glaubenslose Individuum aufgeben darf, so wenig darf sie darauf verzichten, den ungläubigen Staat wieder zum Glauben an den zu bringen, ohne den alle irdische Staatsweisheit doch nur

Thorheit vor Gott ist. In unserm eigenen Vaterlande haben bisdahin die Vertreter noch keines Kantons eine ähnliche „Religionslosigkeit“ proclamirt, vielmehr haben wir uns eher darüber zu beklagen, daß der Staat, zumal in den westlichen Kantonen der Schweiz, sich ungehörige Eingriffe in die auch nach reformirten Grundsätzen der Kirche zukommenden Rechte und Freiheiten herausnimmt. Diese Eingriffe, würden sie sich nur aus einem übergroßen Eifer für eine kräftige kirchliche Ueberzeugung oder aus überängstlicher Fürsorge für das Gedeihen der landeskirchlichen Interessen erklären lassen, wären immerhin zu ertragen; man müßte den engen Standpunkt bedauern, aber die ehrenwerthe Gesinnung achten. Je näher aber die Befürchtung liegt, daß solche Eingriffe auch zugleich Angriffe nicht nur gegen die etwa veraltete oder mißverständliche Form, sondern gegen den innersten und wesentlichsten Gehalt der auf dem Grunde der heiligen Schrift überlieferten evangelischen Lehre sein möchten; je unverkennbarer sich hie und da das Bestreben des Staates geltend macht, der biblischen und kirchlichen Auffassung des Christenthums eine philosophisch-spekulative, die ihre Zulässigkeit und Folgerichtigkeit noch keineswegs vor dem Richterstuhle ächter Wissenschaft gerechtfertigt hat, vorzuziehen — desto weniger ist es den Stellvertretern der Kirche zu verargen, wenn sie gegen das unbeschränkte Gesetzgebungs-, Verwaltungs- und Aufsichtsrecht eines solchen Staates in kirchlichen Dingen mißtrauisch geworden sind, und sich mit der traurigen Möglichkeit, ja selbst der Nothwendigkeit einer Trennung zwischen Kirche und Staat auch in unserm Vaterlande wenigstens in Gedanken vertraut zu machen suchen.

Sollte es Gottes Wille sein, daß auch in der Schweiz das in vieler Hinsicht so wohlthätige Band zwischen Staat und Kirche sich löse; sollten auch wir zu einer tieferen und wahreren Auffassung und Begründung des Verhältnisses von

Kirche und Staat nur durch vorübergehende Ausscheidung der bis jetzt in einander gemischten Elemente beider gelangen können: so werden wir uns in Ergebung und mit Vertrauen auf den Herrn einem solchen göttlichen Rathschlusse zu unterwerfen haben. Für einmal will es mir jedoch scheinen, daß die drohende Gefahr noch abgewendet werden könne, und daß wenigstens nichts unterlassen werden sollte, was ihr zu begegnen kräftig und wirksam ist.

Niemals würde der Staat einen so überwiegenden Einfluß auf die Gestaltung und Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in unserem Vaterlande erlangt haben, wenn der evangelische Grundsatz von dem „allgemeinen Priesterthume," d. h. von dem allen Gliedern der Kirche nach Verhältniß zukommenden Antheile an der Kirchenleitung, jemals wirklich ins Leben eingeführt worden wäre. Weil es mit dem Grundcharakter der evangelischen Kirche durchaus unverträglich ist, daß ein besonderer geistlicher Stand (Klerus) eine hierarchische Gewalt über die dem geistlichen Stande nicht angehörigen Kirchenglieder ausübe — die stellvertretenden Versammlungen der evangelischen Kirche in unserm Vaterlande aber von Anfang an nur aus Geistlichen gebildet worden waren, so daß die Geistlichen sich gewissermaßen als die alleinigen Träger und Inhaber des Bekenntnisses und des Cultus ansehen mußten — so war es dem Staate allerdings nicht ganz zu verdenken, wenn er dem Aufkommen einer neuen klerikalen Hierarchie dadurch hinderlich zu werden suchte, daß er das eigentliche Recht der kirchlichen Gesetzgebung und des Kirchenregimentes an sich zog, und die Synoden theils verkümmern ließ, theils zu bloßen berathenden und bittstellenden Versammlungen herabsetzte. Wenn nun gleich Ihre baslerische Staatskirche sich der Wiederbelebung der Synodaleinrichtung nicht sehr geneigt gezeigt hat: so erlauben Sie mir dennoch die

feste Ueberzeugung gegen Sie auszusprechen, daß einzig und allein auf dem Grunde einer im Geiste des evangelischen Principes vom allgemeinen Priesterthum aller Gläubigen hergestellten Synodalverfassung die Forterhaltung und Fortbildung unseres bisherigen Staatskircheninstitutes möglich und räthlich sei.

Demgemäß muß ich die Herstellung von gemischten Synoden in den Einzelkirchen unseres schweizerischen Vaterlandes für eine unausweichliche „Zeitforderung" — verzeihen Sie mir den Ausdruck — halten, und wenn ich auf der einen Seite jeden bedaure, der den Mund von Zeitforderungen und Zeiterrungenschaften jetzt nicht voll genug nehmen kann, so muß ich auf der andern es für eine eben so große Beschränktheit ansehen, wenn man vor dem was in der Zeit und ihrer innern Bewegungs- und Triebkraft gebieterisch liegt, nur das Kreuz zu schlagen weiß. Jede Zeit hat ihre besondere von Gott vorgezeichnete Aufgabe zu lösen, und da wir uns in unserer Kirche nicht nur das Reformationsrecht vorbehalten, sondern auch die Reformationspflicht auferlegt haben, so dürfen wir, um eine reformirte Kirche zu bleiben, nie aufhören eine reformirende zu sein. Nichts widerspricht aber dem Begriffe der evangelischen Kirchengemeinschaft mehr als daß die Glieder der Gemeinde, obwohl in Gemäßheit des apostolischen Wortes „in einem jeglichen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen erzeigen" (1 Cor. 12, 7), von allem Antheile an Feststellung des Bekenntnisses und des Cultus, und an der Kirchenleitung im Allgemeinen grundsätzlich ausgeschlossen seien. Haben auch die Gründe, welche man gegen die Theilnahme sogenannter „Laien" an den Berathungen und Beschlüssen der Synoden vorzubringen pflegt, unter denen der wesentlichste der ist, daß unsere Kirchgemeinden, die der größeren Zahl ihrer Glieder nach möglicherweise aus Ungläubigen bestehen könnten, leicht Organe des Unglaubens statt des Glaubens in die Syno-

den wählen dürften, einigen Schein für sich — so sollte doch die einzige Gegenbemerkung diesen Hauptgrund zu entwaffnen vermögen, daß unsern Großen Räthen bisdahin die letzte entscheidende Stimme in kirchlichen Angelegenheiten zugestanden hat, ohne daß Jemand die kühne Behauptung wagen wird: es seien dieselben vorzugsweise aus gläubigen Gliedern der christlichen Kirche zusammengesetzt gewesen. Jedenfalls ist doch wenigstens zu hoffen, daß im Durchschnitte Kirchgemeinden mehr Rücksicht auf kirchliche Gesinnung bei der Wahl von Synodalen als politische Gemeinden bei der Wahl von Großrathsmitgliedern nehmen werde. Ueberhaupt sollte man da, wo es sich um Beseitigung eines alten Unrechts und um Durchführung eines höchstwichtigen evangelischen Grundsatzes handelt — sich weniger durch Verstandes-Bedenklichkeiten als durch Gewissens-Erregungen leiten lassen, und das letztere Motiv hat ohne Zweifel eine überwiegende Mehrheit der Schaffhauser-Geistlichkeit in der letzten Novembersitzung ihres Conventes einen Antrag auf Einführung gemischter Synoden an die Regierung ihres Kantons zu bringen veranlaßt. Mit Schmerzen müssen wir Geistliche in dieser Zeit es oftmals gestehen, daß wir dem christlichen Volke großentheils fremd geworden sind; daß wir seine Bedürfnisse nur sehr oberflächlich kennen, und die Schäden, an denen es leidet, zu heilen schon darum keine rechte Kraft mehr besitzen, weil das Volk an unser Heilvermögen nicht mehr recht glaubt. Sogenannte pietistische Geistliche suchen und finden für diesen großen Mangel einen kleinen Ersatz in der Anhänglichkeit, welche ihnen in engern Kreisen zu Theil wird. So viel Entschuldigungsgründe für einen solchen Rückzug in die Beschränkung auch geltend gemacht werden können, so viel Schönes selbst in dem Gedanken liegt, mit wenigen Hausgenossen des Glaubens aufs engste verbunden zu sein — so ist ein Rückzug doch immer das Gegentheil von

einem Siege, und der heilige Apostel hat nicht gesagt: „Alles was von Gott geboren ist, zieht sich von der Welt zurück," sondern er hat gesagt: „Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt" (1 Joh. 5, 4). Und die Welt zu überwinden, das Christenthum mit Gottes Hülfe wieder aufs neue zu einem das abgefallene Geschlecht unserer Zeit durchdringenden Sauerteige zu machen, den Beruf zu erfüllen, den Sie in Ihrer vortrefflichen Predigt auf der Predigerversammlung zu Chur den schweizerischen Geistlichen so ergreifend ans Herz gelegt haben, „Lichter der Welt" zu werden und wie eine hochgelegene Stadt in den finsteren Thalgrund unseres Zeitwesens hinabzuleuchten — dazu scheint mir auch mehr Glaube, mehr Liebe und mehr Hoffnung zu gehören, als in den Irrthümern und dem Abfalle der Zeit nichts als die Zeichen einer schnell sich verbreitenden allgemeinen Zersetzung und der plötzlich herannahenden Endentscheidung zu sehen.

Wenn ich somit den lebhaften Wunsch hege, es möchten allmälig in allen schweizerischen Kantonalkirchen Einleitungen zu einer Umgestaltung der bisherigen Synodaleinrichtungen im Sinne einer gemischten kirchlichen Repräsentation getroffen werden: so fühle ich zugleich wohl, daß noch eine zweite „Zeitforderung" an uns ergeht, deren Erfüllung mir aber von der Erfüllung der ersteren abhängig scheint. Wenn Art. 64 der neuen Bundesverfassung nur hie und da einem nationalrathswahllustigen Geistlichen eine schöne Illusion zerstört hätte — so wäre nichts gegen denselben einzuwenden, zumal das Glück, in dem Nationalrathe zu sitzen, für einen Geistlichen kein überschwängliches wäre. Daß aber durch diesen Art. den Mitgliedern des geistlichen Standes, im grellen Widerspruche mit Art. 4, der alle Schweizer vor dem Gesetze gleichstellt und alle Vorrechte, mithin auch privilegia odiosa, beseitigt, nicht nur ihre bürgerliche Wahlfähigkeit in die oberste Repräsentantenkammer ihres Gesammtvaterlandes entzogen, sondern zugleich auch

die Möglichkeit benommen worden ist, die kirchlichen Angelegenheiten dieses Gesammtvaterlandes von einem allgemeinen Standpunkte aus zur Sprache zu bringen — das ist schon im Sinne und Geiste einer blos klugen Politik noch mehr als ein Unrecht, das ist ein Mißgriff. Soll denn die Eidgenossenschaft nach allen möglichen Richtungen hin das Bedürfniß der Centralisation haben, und nur in kirchlicher Beziehung der beklagenswerthesten Decentralisation nicht nur in Confessionen, Parteien und Sekten, sondern auch noch in fünfundzwanzig oder mehr Landeskirchen (!) preisgegeben sein. Der große, vielverkannte Calvin, dessen Geist man in diesen Tagen manchmal in Genf heraufbeschwören möchte, nährte bekanntlich Jahre lang den weitausschauenden Plan, alle reformirten Landeskirchen zu einer Glaubens- und Lebensgemeinschaft zu verbinden und schrieb, von diesem Gedanken erfüllt, an den Erzbischof Cranmer: „So liegt nun der Leib Christi zerrissen da, weil die Glieder zerstreut sind; was mich anbetrifft, wenn man mich brauchen kann, will ich gerne zehn Meere durchschiffen, um die Einheit zu Stande zu bringen;“ — und wir, die wir von Basel nach Zürich oder von Zürich nach Bern keine Meere zu durchschiffen, sondern nur einige Stunden im Postwagen und auf der Eisenbahn zuzubringen haben — nehmen amtlich, so zu sagen, keine Kenntniß von unsern kantonal-kirchlichen Geistesregungen und Lebensäußerungen, sondern danken Gott, wenn ein wohlwollender Correspondent Ihres Kirchenblattes uns nur einige Blicke in das unserm sonstigen innern und äußern Leben so fremde Gebiet einer benachbarten Kantonalkirche thun läßt, wofür dann freilich der arme Correspondent noch darauf gefaßt sein muß, ein hohes landeskirchliches Mißfallen über verrätherisches Ausposaunen der „Heimlichkeiten des Synodi oder Convents“ in Empfang zu nehmen.*)

*) In Schaffhausen schwört der Recipiend in die Synode jetzt noch einen Eid, daß er die „Heimlichkeiten der Schaffhauser Synode“ Niemandem verrathen wolle.

Die Predigergesellschaft hat zwar einen schönen Beitrag zu brüderlicher Vereinigung zwischen den einzelnen Gliedern der verschiedenen schweizerischen Landeskirchen bisanhin geliefert, und noch jedesmal, wenn es mir vergönnt war, ihren Versammlungen beizuwohnen, war ich von dem Bewußtsein, einer schweizerisch-evangelischen Kirchengemeinschaft anzugehören, mächtig gehoben und erfüllt. Aber eine Gesellschaft von Predigern ist, zumal wenn wir von dem Standpunkte der gemischten Synodalverfassung ausgehen, gewiß nicht die wahre Repräsentation der schweizerisch-evangelischen Gesammtkirche. Und leider hat nun der trübe Geist der Spaltung, der das religiöse Corporationswesen der evangelischen Kirche so vielfach verwirrt, seine Mißtöne auch in die Harmonie unsers Vereinslebens hineinklingen lassen, und langjährige Mitglieder haben sich zum Austritte bewegen lassen, um mit den Ungläubigen nicht mehr an einem Joche ziehen zu müssen. Daß „jung-hegelsche Setzlinge," die unter andern nahrhaften Pflanzen ebenfalls in das Gartenland unseres Vereinslebens mit eingesenkt worden sind, nicht nach jedermanns Geschmacke sind, ist leicht begreiflich, und ich befinde mich auch unter denen, die eine gute Hausmanns- und Landeskost solchen exotischen Gewächsen vorziehen. Habe ich auch meinen Hegel, so gut es gehen wollte, studirt, und das was mir an seinem innerweltlichen Gottes- und innermenschlichen Geistesbegriffe als wahr erschien mir dankbar zugeeignet, wie ich denn Ihrem Beispiele, das Sie mir schon als Lehrer gaben, noch immer folgend, mich schon darum gegen die Wahrheit nach keiner Seite, am wenigsten nach der gegnerischen hin abschließe, um den Irrthum, von den ihn begleitenden Wahrheitselementen entblößt, desto kräftiger überwinden zu können, — so ist mir doch der Glaube an einen persönlichen, lebendigen Gott und Vater im Himmel, an einen persönlichen, geschichtlich-thatsächlichen Mittler und Erlöser, an ein das Wesen

der Persönlichkeit erhaltendes jenseitiges ewiges Leben so sehr Herzensbedürfniß, und die Anerkennung einer wirklichen Sündhaftigkeit und tiefen Erlösungsbedürftigkeit der Menschenseele so sehr Gewissenspflicht, daß mich alle alt- und junghegelsche Dialektik mit ihren leichten Waffen aus meiner Glaubensrüstung nicht so leicht herausallarmiren wird, zumal ich nebenbei für meinen Glaubensstandpunkt auch noch einige nicht ganz verächtliche Vernunftgründe zu haben glaube. Aber deßhalb die christliche Gemeinschaft einem oder mehreren Brüdern aufzukünden, weil sie in diesem oder jenem Punkte von einem Irrthume ergriffen sind, das halte ich für um so verwerflicher, als damit in einer ohnehin zerrissenen Zeit auch noch die Liebe, das „Band der Vollkommenheit" (Col. 3, 14), zerrissen wird, durch welche es doch allein möglich wird, einen irrenden Bruder wieder auf den Weg der Wahrheit zurückzuleiten. Und lehrt uns nicht der Apostel selbst, daß wenn einer alle Erkenntniß und allen Glauben hätte, so daß er Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre er **nichts**? (1 Cor. 13, 2). Und haben denn die sogenannten rechtgläubigen Theologen, die Heßhusse, Carpzove, Götze u. s. w., der evangelischen Kirche neues Leben eingehaucht, als sie da stand immer mehr dem Feigenbaume im Evangelium ähnlich, in prächtigem dogmatischem Blätterschmucke, aber leer an Früchten christlicher Liebe und eines gottseligen Wandels?

Nur eine Beschränktheit, welcher der weite Blick des Geistes und das weite Herz der Liebe fehlt, kann in unsrer Zeit es verkennen, daß die verschiedenen Glaubensstandpunkte in der evangelischen Kirche, sobald es Standpunkte des Glaubens sind, den heiligen Beruf haben, sich durch das Band der Gemeinschaft zu vereinigen, und Nebensachen an einander zu tragen, sobald sie in der Hauptsache, d h. im Glauben an das alleinige Heil in Jesu Christo, dem Sohne

Gottes, eins und verbunden sind. Kann ich auch den Glauben, den der gewiß glaubensinnige wenn auch allzuerregbare H. W. J. Thiersch neulich zum zweiten Male ausgesprochen hat, daß die „rettende Gottesthat“ für Wiederherstellung unserer Kirche in einer Reproduktion des Urchristenthums und der Wiederherstellung der damaligen dem Wirken des heiligen Geistes allein angemessenen Aemter zu finden sei, nicht theilen: — so gebe ich doch darin vollkommen mit ihm einig, daß gerade in den gegenwärtigen Zuständen „die dringendste Mahnung zur Versöhnung und Wiedervereinigung aller Christen“ enthalten ist, und daß alles lieblose Richten, Ausschließen und Verdammen solcher, die mit uns denselben Glaubensgrund haben und nur in Einzelmeinungen abweichen, eine schwere Versündigung an der heiligen Sache Gottes selbst ist. Eben so möchte ich wünschen, daß diejenigen, welche an uns Anstoß nehmen, wenn wir das zur Seligkeit nothwendige Wort Gottes von dem gesammten Inhalte der heiligen Schrift unterscheiden, sich das ebenfalls zum zweiten Male gedruckte Wort Thiersch's zu Herzen nehmen möchten, daß, wer auf die Frage, was zur Seligkeit nothwendig sei, antworten würde: was im apostolischen Glaubensbekenntnisse, in den zehn Geboten und im Gebet des Herrn enthalten sei — eine Antwort im Geiste der alten Kirche und eine völlig befriedigende gegeben hätte. Denjenigen aber, welche mit Zaghaftigkeit an den Buchstaben der symbolischen Lehrbestimmungen der Vergangenheit sich anklammern und noch immer durch Eide und Gelübde die Gewissen daran binden möchten, mögen zwei andere Bemerkungen desselben Mannes Gegenstand des Nachdenkens werden, wenn er nämlich sagt: „Wer der kirchlichen Entwicklung und den auf dem Wege menschlicher Thätigkeit gewordenen dogmatischen Formeln eine innere Nothwendigkeit und Unverbrüchlichkeit zuschreibe, würdige, möge er sich selbst für noch so rechtgläubig halten, die heilige Schrift in

ähnlicher Weise herab, wie die Gegner des Christenthums, welche die Bibel als schwachen Anfangspunkt erklären," und wenn er ferner die Meinung, mit bloßen Auszügen und Wiederholungen aus unseren alten Theologen könne die dogmatische Aufgabe der Gegenwart gelöst werden, ein „vor dem Gegner die Waffen strecken" nennt.

Soll aber noch weitere Zerrüttung, Spaltung und die Gefahr, allmälig in Sekten zu zerfallen, von der evangelischen Kirche im Allgemeinen und ganz insbesondere von unserer vaterländischen Kirche abgewendet werden: so thut es vor Allem Noth, daß sie auch in ihrer äußern organischen Gliederung ihre innere Einheit darstelle, zu der sie mit Gottes Hülfe an ihrem Haupte Christo je mehr und mehr heranwachsen soll. Das könnte am besten durch den Zusammentritt von Abgeordneten der einzelnen Kantonskirchen, etwa in der altschweizerischen Wiege der reformirten Kirche, der Stadt Zürich, zu gemeinsamer Besprechung der Angelegenheiten der vaterländischen Gesammtkirche geschehen; und wenn so die Einleitungen zu einer schweizerisch-reformirten Landessynode getroffen wären, dann ließe sich endlich hoffen, daß die engen Schranken unserer Landeskirchlein fallen, die zerstreuten Gemeinden sich in einer bisher nicht geahnten Geistes- und Lebensgemeinschaft aneinanderschließen, diese Gemeinsamkeit auch in den Cultusformen und allen kirchlichen Einrichtungen hervortreten, und so das wechselseitige Band der Liebe und des Geistes ein überaus schönes und inniges in der evangelischen Gesammtkirche unsers Vaterlandes allmälig werden würde. Dann ständen wir auch in der Stunde des Kampfes und der Anfechtung gerüstet, organisirt da — nicht nur ein Geist, sondern auch ein Leib — und es wäre nicht unmöglich, daß wir bei dem Eintreten einer beinahe zu befürchtenden Zertrennung und Verwirrung in der deutsch-evangelischen Kirche dann den dortigen Brüdern eine aufrichtende und einigende Bruderhand

zu reichen vermöchten. Dann wäre der große Gedanke Calvins nach drei Jahrhunderten endlich zur That geworden! Und sprechen denn, verehrtester Freund, die Zeichen der Zeit nicht mahnend und dringend genug an unser Herz? Der Feind ist nicht nur vor der Thüre, sondern auch in uns selbst. Von der einen Seite ein bodenloser atheistischer oder pantheistischer Unglaube, mit der schändlichsten Verworfenheit der Sitten und socialistisch-communistischen Raub- und Mordgelüsten gepaart; von der andern der bibelfeindliche, selbstsüchtige, hierarchische Ultramontanismus, mit vielen edeln Elementen in der römisch-katholischen Kirche nicht zu verwechseln, aber stärker als diese, und, nur in entgegengesetzter Richtung wie der Communismus, nach Gold, Macht und Alles erdrückendem Einfluß lüstern. Und in unserer eigenen Mitte die geistesbornirten Parteimänner, die eigenliebischen Sektenhäupter, die ängstlich-frommen Judenchristen, die schwärmerisch-aufgeregten Apokalyptiker, die vor lauter Harren auf die Zukunft des Herrn die einfachsten Anforderungen der Gegenwart unbeachtet lassen. Welche Zeit, welche schroffen Gegensätze, welche furchtbar drohenden Gefahren! Welche heilige Verpflichtung aber auch aus eben diesem Grunde, besonnen, fest, klar, entschieden zu denken und zu handeln, in frommer Herzens- und Geistesgemeinschaft sich zu stärken, und nicht müde zu werden im Glauben an den, der da mächtig ist in den Schwachen!

O, verehrter Freund, was ich da geschrieben habe, können Sie alles so viel besser als ich sagen, und doch mußte ichs sagen, weil es mein Herz drängte. Sie benützen ja wohl nicht ungern Ihr Kirchenblatt dazu, um diese Gedanken, wo sie irren, zu berichtigen, und wo es ihnen, wie es in dieser Form kaum anders möglich ist, noch an Klarheit und Vollständigkeit fehlt, sie zu ergänzen. Gedanken sind Saamenkörner; gehen auch viele im steinigen Boden, auf dem Wege, unter den Dornen unter — manche, weil sie's verdienen — so fällt auch

hie und da einer auf gutes Land, und wenn er selbst gut ist, giebt Gott sein Gedeihen dazu. Daß unsere kirchlichen Zustände nicht so bleiben können, wie sie sind, daß sie erneuert werden müssen, nicht im Geiste dieser Zeit, sondern im Geiste der in Christo geoffenbarten Wahrheit und Liebe, der ein ewiger, ja der heilige Geist selbst ist, darüber können wir gewiß nicht im Zweifel sein. Nur, ob wir die rechten Werkzeuge dazu sind, um Gottes Werk durchzuführen, das ist die Frage.

Das sei aber auch Gott befohlen. Er hat in dem verhängnißvollen Jahre, dessen letzte Stunde jetzt bald schlägt, seine Kirche wunderbar erhalten ihren mächtigen Feinden zum Trotze, und ihren schwachen Freunden zur Beschämung. Er wirds auch ferner thun. Sein ist das Reich, sein die Kraft, und sein die Herrlichkeit; und darum Ihm allein die Ehre.

Ihnen aber, verehrtester Freund, und allen Ihren Mitarbeitern im Weinberge des Herrn in der mir noch immer unvergeßlichen Stadt Basel drücke ich zum Abschiedsgruße aus dem entschwundenen Jahre noch herzlich die Hand, und erbitte für Sie und die gesammte vaterländische Kirche den Segen des Herrn. Er sei mit Ihnen allen in dem neuen Jahre, und so auch mit

Ihrem

treu ergebenen

Dr. Daniel Schenkel.

Schaffhausen, den 31. Dezember 1848.

I.

Erſte Adventspredigt.

Chriſti ernſte Warnung an diejenigen, welche ihn, den zum Heile der Menſchen in's Fleiſch gekommenen Sohn Gottes, verwerfen.

Text: Matth. 21, 33—44.

Höret ein anderes Gleichniß: Es war ein Hausvater, der pflanzte einen Weinberg, und führte einen Zaun darum, und grub eine Kelter darinnen, und bauete einen Thurm, und that ihn den Weingärtnern aus, und zog über Land. Da nun herbeikam die Zeit der Früchte, ſandte er ſeine Knechte zu den Weingärtnern, daß ſie ſeine Früchte empfiengen. Da nahmen die Weingärtner ſeine Knechte; einen ſtäubten ſie, den andern tödteten ſie, den dritten ſteinigten ſie. Abermal ſandte er andere Knechte, mehr denn der erſten waren; und ſie thaten ihnen gleich alſo. Darnach ſandte er ſeinen Sohn zu ihnen und ſprach: Sie werden ſich vor meinem Sohne ſcheuen. Da aber die Weingärtner den Sohn ſahen, ſprachen ſie unter einander: Das iſt der Erbe; kommt, laßt uns ihn tödten, und ſein Erbgut an uns bringen. Und ſie nahmen ihn und ſtießen ihn zum Weinberge hinaus, und tödteten ihn. Wenn nun der Herr des Weinberges kommen wird, was wird er dieſen Weingärtnern thun? Sie ſprachen zu ihm: Er wird die Böſewichter übel umbringen, und ſeinen Weinberg andern Weingärtnern austhun, die ihm die Früchte zur rechten Zeit geben. Jeſus ſprach zu ihnen: Habt ihr nie geleſen in der Schrift: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der iſt zum Eckſtein geworden. Von dem Herrn iſt das geſchehen, und es iſt wunderbarlich vor unſern Augen? Darum ſage ich euch: Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden, die ſeine Früchte bringen. Und wer auf dieſen Stein fällt, der wird zerſchellen; auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen.

Die heilige Adventszeit iſt wieder herbeigekommen. Zum erſten Male wieder haben wir uns heute zu dem beſonderen Zwecke verſammelt, um uns auf eine würdige Feier des Geburtsfeſtes Jeſu Chriſti würdig vorzubereiten, damit die troſtreiche Kunde von der Erſcheinung Jeſu Chriſti im Fleiſche (2 Tim. 1, 10) offene Ohren und willige Herzen in uns

finde. Die Adventszeit ist sonst eine stille, liebliche Zeit. Es ist ein seliges Geheimniß, das in ihrem Schooße ruht, das auch nur dem frommen, demüthigen Sinne sich aufschließt. Dieses Jahr nun freilich wird die friedliche Adventsstille durch die lärmende Unruhe der Gegenwart vielfach unterbrochen, und der Stern, der dem suchenden Pilger nach der Krippe zu Bethlehem leuchten soll, ist von dunkeln Wolken umlagert. Wir können, wir dürfen uns das auch in dieser stillen Umfriedigung des Gotteshauses nicht verschweigen. Immer derselbige ist Jesus Christus, der Weg und die Wahrheit, das Licht und das Leben, die Erlösung und die Versöhnung für unsere Sünden; aber das Menschenherz ist unruhig und ungewiß, und ist dies um so mehr, je weniger es sich durch den Geist Gottes will strafen lassen (Mose 6, 3). Unruhe, Unsicherheit ist auch der Charakter unserer Zeit. Unsere Zeit ist nicht nur oberflächlich aufgeregt, sondern in der Tiefe aufgewühlt. Die Leidenschaften der Menschen sind aufs Höchste angespannt, der seit dem Sündenfalle nie ruhende Kampf zwischen Licht und Finsterniß ist auf's Heißeste entbrannt, die Verwirrung zwischen gut und bös in den Geistern auf einen Grad gestiegen, wie vielleicht noch nie seit Jesus Christus an's Kreuz geschlagen worden ist. Wir dürfen es nicht vergessen, meine andächtigen Freunde, daß wir in einer *solchen* Zeit Advent feiern. In *diese* Welt der Sünde, der Knechtschaft, der Verwirrung und des Kampfes ist Jesus Christus vom Vater gesandt worden, und zwar zunächst „zu den verlornen Schafen vom Hause Israel" (Matth. 18, 24). Aber an diesen erwahrte sich auch zunächst das Wort des Apostels: „Er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf" (Joh. 1, 11). Das ist die traurige Wahrheit, welche der Herr in unserm heutigen Texte in der Form einer Gleichnißrede vor den Ohren derer, die ihn nicht aufnahmen, enthüllt. Die Welt lag im Argen; der Sohn Gottes kam nach dem allerbarmenden Rathschlusse des Vaters ins Fleisch, um sie zu retten; und die Welt wollte sich nicht retten lassen. Das ist der schwere Inhalt, allerdings nicht nur jenes kleinen Zeitabschnittes, während dessen der Herr unsonstden Pharisäern predigte, sondern einer langen Reihe von Jahrhunderten, in deren Verlauf das Evangelium vomReich eGottes vielfach überhört und verworfen, und Jesus Christus

immer wieder auf's Neue gekreuzigt worden ist. Darum erleidet auch der Inhalt unsers heutigen Textes nicht nur seine Anwendung auf die verblendeten und verstockten Obern des jüdischen Volkes, die er zunächst angeht, sondern auf alle Zeiten, in welchen das Christenthum noch im Kampfe mit dem Geiste der Welt liegt, vornämlich aber auf unsere Zeit, in welcher die Kräfte der Finsterniß mit den Waffen des Lichtes sich auf's Neue messen. Auch für uns, meine Andächtigen, und für uns ganz besonders gilt Christi ernste Warnung an diejenigen, welche ihn, den zum Heile der Menschen in's Fleisch gekommenen Sohn Gottes, verwerfen. Und zwar wird der Ernst dieser Warnung sich für uns verdoppeln, wenn wir sowohl

1) Die große Sünde, welcher sich die den Sohn Gottes Verwerfenden schuldig machen, als
2) Die schwere Strafe, welcher sie nicht entgehen werden, uns zu Gemüthe führen.

Du aber, o himmlischer Vater, begleite mit deinem Segen diese heutige Betrachtung, und verleihe uns durch deinen heiligen Geist, daß nicht nur eine heilsame Furcht unsere Herzen vor der Größe der Gefahr, die uns droht, erschrecke, sondern daß vor Allem der erquickende Geist des Glaubens und der Liebe uns erwecke und tröste, damit wir die Welt in uns und außer uns überwinden durch den, der in diesen Tagen ins Fleisch gekommen ist und die Welt überwunden hat und nun auch erhöhet ist als unser ewiges Haupt im Himmel, Amen.

I.

In der Gleichnißrede unsers heutigen Textes vergleicht der Herr das jüdische Volk mit Benutzung eines prophetischen Bildes (Jes. 5, 1 ff.) einem Weinberge, dessen Beaufsichtigung und Pflege — nachdem der Hausvater zu seiner vollkommenen Herstellung nichts unterlassen hatte — besonderen Weingärtnern anvertraut worden war. Die Weingärtner sind ohne Zweifel die Hirten, Priester, Schriftgelehrten, Könige des jüdischen Volkes. Zaun, Kelter, Thurm, deren Deutung in's Einzelne auszumalen nicht rathsam ist, bedeuten im Allgemeinen das göttliche Gesetz mit seinen Aus- und Nebenläufern, dem jüdischen Tempel- und Ceremoniendienste

Die von Gott verordneten geiſtlichen und weltlichen Obern des jüdiſchen Volkes hatten den Auftrag erhalten, den Weinberg zu bebauen, zu bepflanzen, zu warten, zu ſchützen, d. h., das Geſetz Gottes zu erhalten und ihm nachzuleben, in der Furcht Gottes das Volk zu erziehen, den Namen Gottes zu ehren und ihn zu verherrlichen, die Ehre Gottes zu ſchirmen und zu bewahren, vor Unreinheit und Abfall zu warnen, die Irrenden zurechtzuweiſen, die Böſen zu beſtrafen, die Guten aufzumuntern, und ſo allmählig „die Zeit der Früchte“, d. h., die Zeit herbeiführen zu helfen, in welcher Gott ſeinen heilſamen Rathſchluß erfüllen und die an die Sünde dahingegebene Welt durch ſeinen eingebornen Sohn mit ſich verſöhnen wollte. Allein wie hatten die Weingärtner, d. h., die weltlichen und geiſtlichen Obern des jüdiſchen Volkes, von Anfang an bis auf den Tag, da Jeſus Chriſtus dieſe Gleichnißrede vor ihnen ausſprach, dem göttlichen Auftrage, der ihnen ertheilt worden, genügt? Als die „Zeit der Früchte“ herannahte, als die Zucht des Geſetzes, das der Apoſtel ſo wahr einen „Zuchtmeiſter auf Chriſtum“ nennt (Gal. 3, 24.) ihren Zweck erreicht haben ſollte, als Tempel- und Ceremoniendienſt allmälig leere Sinnbilder geworden waren, weil der kommen ſollte, der Alles zu erfüllen, von Gott berufen war, als die Schatten der äußeren Gerechtigkeit dem Morgenrothe der innern Frömmigkeit zu weichen begannen — da ſandte Gott zunächſt Vorläufer des Vollenders, „Knechte,“ wie ſie unſer Text nennt, welche beauftragt waren, dem Sohne den Weg zu bereiten, und die erſten Früchte der neu anbrechenden Zeit, die Früchte der Sehnſucht, des ahnungsvollen Glaubens, der hoffenden Liebe auf den Erlöſer in Empfang zu nehmen. Und dieſe Knechte — wie wurden ſie von den Weingärtnern empfangen? Denkt euch, meine Freunde, wackere Weingärtner, die dem erhaltenen Auftrage ihres Herrn, einen Weinberg zu bebauen, mit Fleiß und Treue nachgekommen wären — wie würden die ſich gefreut haben, wenn die Zeit des Herbſtes herangenaht, wenn die Fülle und Güte der von den Weinſtöcken hervorgebrachten Früchte ſichtbare Beweiſe ihrer pflichttreuen-Thätigkeit enthalten, wenn der Herr des Weinberges nun ſeine Boten, wenn er gar ſeinen Sohn geſchickt, um ſich von dem guten Stande des Weinberges zu überzeugen, die Früchte einzuſam-

meln, und sie — die treuen Weingärtner — für ihre Anstrengungen zu belohnen! Denkt Euch aber umgekehrt Weingärtner, die den Auftrag ihres Herrn nicht ausgerichtet, die sein Vertrauen gemißbraucht, den Weinberg verwahrlost hatten . . . welche Bestürzung mußte es unter diesen hervorrufen, wenn zur Zeit des Herbstes, da die Weinstöcke mit guten und reifen Trauben prangen sollten, die Boten, ja der Sohn des Herrn selbst statt der gehofften Früchte den Zaun zerrissen, die Kelter verschüttet, den Thurm umgestürzt, den Weinberg zertreten und verheert fanden! Und so finden die Knechte, die der himmlische Vater sandte, die heiligen Propheten, seinen Weinberg, das jüdische Volk. Anstatt der frommen Priester und Lehrer viele falsche Hirten, von denen der Prophet sagt: „Wehe euch Hirten, die ihr die Heerde meiner Weide umbringet und zerstreuet, spricht der Herr“ (Jer. 23, 1 f.). Anstatt der im Gesetze Gottes festgegründeten Schriftgelehrten verkehrte, in Selbstweisheit sich klug dünkende Schriftgelehrte, von denen der Prophet sagt: „Wehe den Schriftgelehrten, die unrechte Gesetze machen, und die unrecht Urtheil schreiben“ (Jes. 10, 1.).) Anstatt der Aeltesten, die in frommer Pflichttreue vor Allem auf den Willen des Herrn sehen, solche Aelteste, von denen der Prophet sagt: „Menschenkind siehest du, was die Aeltesten des Hauses Israel thun in Finsterniß . . . Sie sagen, der Herr siehet uns nicht, sondern der Herr hat das Land verlassen“ (Ezech. 8, 12). Anstatt gottesfürchtiger, gewissenhafter, gerechter Könige eine ganze Reihe von abgöttischen, gewissenlosen, ungerechten Fürsten zumal im Hause Israel, von denen das Wort Sirach's gilt: „Ein wüster König verderbet Land und Leute“ (Sir. 10, 3.). Unter diesen Umständen, meine Andächtigen, dürfen wir uns nicht verwundern, daß von solchen weltlichen und geistlichen Obern des jüdischen Volkes geschah, was unser Herr in unserm Texte erzählt. Ihrer Untreue, Gottlosigkeit und Frevelhaftigkeit überwiesen, fügten sie der großen begangenen Sünde noch die größere neue hinzu. Anstatt Buße zu thun und um Vergebung zu bitten, anstatt mit Gottes Hülfe als bekehrte Menschen wieder gut zu machen, was sie als unbekehrte schlimm gemacht hatten — waren sie vor Allem aus nur bestrebt, die Zeugen ihrer Bosheit, die Knechte ihres Herrn, zu vernichten;

„den einen stäupten sie, den andern tödteten sie, den dritten steinigten sie.“ Und wenn auf die getödteten neue Knechte folgten, so wiederholten sie nur ihren Frevel. Und als der Sohn selbst kam, von dem sie fürchten mußten, er werde den verwüsteten Weinberg als sein Erbe von ihnen zurückfordern — da, meine Freunde — was thaten sie? Hatten sie Erbarmen mit dem Sohne ihres Herrn? Wir erkennen es wohl, daß Jesus Christus sein eigenes Schicksal, wie es ihm von den zu seiner Zeit lebenden Obern des jüdischen Volkes zu Theil werden sollte, im Geiste voraussehend, hier enthüllt. Noch wäre Zeit gewesen zur Buße und Bekehrung; noch war er nicht verworfen, nicht getödtet; noch hatten seine Feinde den letzten entsetzlichen Schritt, die größte aller Sünden, nicht gethan; noch dringt seine Erzählung als eine erschütternde Warnung in ihr Ohr. Wir wissen leider, daß diese Warnung nichts gefruchtet hat, sondern an tauben Ohren verklungen ist. Allein, meine Freunde, weil sie nicht nur jene Obern, weil sie alle Zeiten und alle Menschen, die von dem in's Fleisch gekommenen Sohn Gottes hören, weil sie unsere Zeit und uns, die Kinder dieser Zeit, ganz besonders angeht — so wird sie hoffentlich durch den heiligen Evangelisten nicht vergeblich für uns aufgezeichnet und nicht umsonst bis auf unsere Zeiten herab getragen worden sein, sondern wenigstens an uns etwas fruchten, damit wir Buße thun, und den Herrn nicht verwerfen.

Auch unter uns, meine theuren Freunde, hat Gott seinen Weinberg gepflanzt, und um denselben nicht nur das Gesetz als Zaun gezogen, und Kelter und Wachtthurm als äußern Gottesdienst darin aufgerichtet, sondern er hat uns die reife Frucht seiner gnadenreichen Erbarmung, seinen eingebornen Sohn und mit ihm alle Weisheit, Gerechtigkeit, Wahrheit und Seligkeit, ja das ewige Leben selbst geschenkt. Denn die Schrift bezeugt, daß „die an den Sohn glauben, sollen nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3, 15.). Auch uns hat er gemacht zu seinem auserwählten Volke, auch uns gilt das Wort des Psalmisten: „Der Herr hat Wohlgefallen an seinem Volk, und hilft den Elenden herrlich“ (Ps. 149, 4). Aber unsere Weingärtner im Weinberge des Herrn, haben sie ihre Pflicht gethan? Ge-

than in der letzten Zeit, in den schicksals- und verhängnißvollen Jahren, die wir seit einem Jahrhunderte durchleben? Ach! daß wir uns nicht anklagen müßten wegen der falschen Hirten, welche die Heerde zerstreuet haben, weil sie des Erzhirten Jesu Christi vergessen, und, anstatt auf die grüne Aue des Evangeliums zum frischen Wasser des göttlichen Wortes (Ps. 23, 2.), ihre Heerden auf verdorrte Weiden menschlicher Weisheit, zu löcherichten Brunnen eigener Gerechtigkeit geführt haben. Daß uns im Geiste nicht so lebhaft vor die Erinnerung treten müßten jene eingebildeten Schriftgelehrten, welche, anstatt die von Gott verliehenen Gaben, Verstand und Scharfsinn, zur Verherrlichung des in's Fleisch gekommenen Gottessohnes zu verwenden, ihm vielmehr damit heilloses Unrecht gethan und ein falsches Urtheil gesprochen haben — ein Verwerfungsurtheil über den, der gekommen ist, sie zu erretten. Daß wir nicht gedenken müßten an die Aeltesten, die Führer und Pfleger des Volkes, die den lebendigen Gott und den er gesandt hat, Jesum Christum, verlassen und verschmäht und sich an den Baalsdienst der Selbstsucht und Selbstvergötterei gehängt haben, die es ungescheut sagen, nicht nur in vertrauten Kreisen, sondern in öffentlichen Versammlungen, wo die Geschicke der Völker berathen werden, daß das Evangelium ein überflüssiges Blatt sei, das aus den Staatsgrundgesetzen vom Sturmwinde der neuen Zeit weggeweht werden müsse, daß es keine öffentliche, von den höchsten irdischen Gewalten anerkannte Gotteskirche mehr geben dürfe, daß die Religion eine bloße Privatsache sei, mit welcher jeder Einzelne schalten und walten möge nach seines Herzens Gelüsten, und die nebenbei noch merken lassen: am besten wäre es, ihrem Dafürhalten nach, wenn es überhaupt keine Religion mehr gäbe, kein Gottesleben mehr in der Menschheit, sondern nur noch sogenanntes reines Menschenleben. Kehrt da, meine Freunde, nicht dieselbe Sünde, nur noch tiefer wurzelnd und noch greller hervortretend, wieder, gegen welche der Herr in unserm Texte im Angesichte der Obern des jüdischen Standes eine so ernste Warnung erhebt? Ist es nicht dieselbe Sünde der Untreue, der Gottvergessenheit, leichtfertiger und frevelhafter Gesinnung — nur viel ausgeprägter noch und darum noch viel ergreifender und erschütternder?

Wollten wir aber etwa, meine Andächtigen, weil wir zum größeren Theile nicht zu denen gehören, denen das Amt der Leitung und Pflege des Volkes anvertraut ist, hierauf entgegnen: Uns geht ja die Warnung des Herrn nichts an, denn wir sind die Geleiteten und nicht die Leiter? Abgesehen davon, daß jeder Christ für sich selbst „seinem Herrn stehet oder fället“ (Röm. 14, 4.), und daß es keine Bevormundung über die Gewissen unter bekehrten Christen geben kann und soll — so war auch zur Zeit des Herrn das Volk gar nicht schuldlos an der Verwerfung Christi durch seine Obern. Ich habe zwar heute vor vierzehn Tagen, gestützt auf die unserm Texte vorangehende Gleichnißrede Jesu dargethan, daß die Hauptschuld allerdings bei den Führern war, und der Herr darum den Sündern und Huren mehr Hoffnung auf Gewinnung des Himmelreiches als den Hohenpriestern und Schriftgelehrten machen konnte — aber hätte das Volk den rechten Glauben, die ächte Treue, die sich in den Tod gebende Liebe gegen den Herrn bewiesen, so hätten es die jüdischen Obern schon „aus Furcht vor dem Volke“ (Matth. 21, 26) nie gewagt, den Herrn ans Kreuz zu schlagen. Wir alle, meine andächtigen Freunde, theilen die Schuld des ganzen Zeitalters, und derer, die seine Geschicke, nach menschlicher Art zu reden, leiten. Es fehlt uns allen an dem rechten Ernste des Glaubens, an der Zucht des heiligen Geistes, an der selbstprüfenden Erkenntniß der Sünden, an der innigen Liebe zu dem Erlöser, an der unentweglichen Hoffnung auf das ewige Leben. Sind wir nicht vielfach saumselig in unsern geistlichen Pflichten, gleichgültig in unserm täglichen Leben, in unsern Haushaltungen nur auf irdische Güter und Zwecke mit Auge und Herz gerichtet, in unserm geselligen Leben leichtfertig und zerstreut, in unserm Innern lau und leer — entfremdet dem Herrn und seinem Reiche, und dagegen von den Meinungen des Tages und den Leidenschaften des Augenblickes beherrscht und fortgezogen? Darum bieten wir den Verächtern und Feinden Christi keinen festen Widerstand, und meiden mit ihnen den offenen Kampf, und werden so mitschuldig an der Verwerfung des Herrn, Mitschuldige der Sünde und darum auch Mitgenossen der Strafe.

III.

Von der Strafe aber, welcher diejenigen, die sich der Sünde der Christusverwerfung schuldig machen, nicht entgehen werden, müssen wir ebenfalls noch reden, wenn der Zweck der ernsten Warnung Christi in unserm heutigen Texte wirklich erreicht werden soll.

Wenn ein Mensch einen großen Theil seines Lebens und seiner Kräfte darauf verwendet hätte, einen Gegner zu bekämpfen und zu besiegen, und, aller Anstrengungen ungeachtet, am Ende dennoch die Entdeckung machen müßte, daß sein Gegner, weit entfernt, von ihm überwunden zu sein, ihn vielmehr überwunden hätte und aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen wäre — so wäre das für einen solchen Menschen gewiß eine schwere Strafe; das Gefühl, nach einem vermeintlichen Siege doch als besiegt darniederzuliegen — ist ein vernichtendes Gefühl. Das, meine Freunde, war das Schicksal der jüdischen Obern gegenüber dem Herrn, den sie verwarfen. Scheinbar war es ihnen gelungen, das Volk gegen ihn aufzuwiegeln, im Synedrium, d. h. dem obersten jüdischen Gerichtshofe in geistlichen Sachen, eine Mehrheit von Stimmen gegen ihn zu gewinnen, die beiden einflußreichsten Männer im jüdischen Volke, Herodes und Pilatus, ihren Zwecken geneigt zu machen, Jesum als Gotteslästerer verurtheilen und als Aufwiegler kreuzigen zu lassen, ihn zu begraben und sogar die Wächter an seinem Grabe zu bestechen — das Alles war ihnen gelungen. Aber sie hatten deßwegen doch nicht verhindern können, daß vermöge der Allmacht und Weisheit Gottes am dritten Tage das Grab des Gekreuzigten geöffnet, er selbst in die Herrlichkeit des Vaters aufgenommen und zur Rechten Gottes gesetzt wurde als das ewige Haupt der Kirche, daß er vom Himmel herab seinen heiligen Geist auf seine armen und schwachen Jünger ausgoß, daß seine kleine Gemeinde sich unter Verfolgung und Schmach täglich mehrte und stärkte, daß ihre Sendboten nach allen Theilen der Erde drangen, daß mit einem Worte die alte Weissagung (Jes. 8, 14), die der Herr in unserm Texte wiederholt, vollkommen in Erfüllung gieng, daß nämlich der Stein, den die stolzen Bauleute verworfen hatten, zum Eckstein wurde. Und so ward

ihr scheinbarer Sieg zuletzt ihr wirklicher Untergang, und der glückliche Erfolg ihrer Frevelthat wider den Herrn verwandelte sich in ein unseliges Strafgericht.

Dasselbe Schicksal aber, meine Freunde, wartet auf alle diejenigen, welche in ihrer Verblendung auch in unseren Tagen den Eckstein, der zugleich der Grundstein alles Bauens und Fortschreitens im Reiche der Wahrheit ist, und außer dem kein anderer Grund gelegt werden kann (1 Cor. 3, 11), verachten und verwerfen. Mag es den Himmelsstürmern, den Feinden des Evangeliums gelingen, das öffentliche Leben von christlicher Zucht und christlicher Sitte zu entkleiden, den Namen Jesu Christi, ja selbst den Namen Gottes aus öffentlichen Urkunden zu tilgen, den Staat von allen Grundlagen der christlichen Ueberlieferung zu entblößen, die Völker, wenigstens den Massen nach, völlig zu entchristlichen, und an die Stelle des alten heiligen Christenglaubens ein modernes, schimmerndes Heidenthum zu pflanzen; mag es ihnen gelingen, auch die Jugend von dem Boden der christlichen Heilswahrheit loszureißen, aus der Schule die Bibel und das neue Testament zu verdrängen, und statt gottwohlgefälligen Christen künftig nur noch selbstgefällige Menschen zu erziehen — damit haben sie den Eckstein Jesum Christum doch nicht umgestürzt, sein Wort — das bestehen wird, wenn Himmel und Erde vergeht (Matth. 24, 34) — nicht widerlegt, sein Kreuz nicht vernichtet, und nicht einen seiner wahren Bekenner beschämt oder zum Abfall gebracht. Vielmehr werden in solchen Tagen der Noth und der Verfolgung alle bessern, heils- und erlösungsbedürftigen, sündebeschwerten, seligkeitsverlangenden Gemüther nur um so entschiedener sich dem Herrn zuwenden, um sein Kreuz sich schaaren, mit seiner Wahrheit sich gürten, in der Liebe zu ihm und im Glauben an ihn ihren Trost und ihre Erquickung finden. Nicht nur nicht untergehen, nur herrlicher aufgehen wird in und nach solchen Zeiten das Christenthum. Auf's Neue wird sich die alte Weissagung bewähren: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein worden. Von dem Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbarlich vor unsern Augen.“

Wenn uns aber der Herr auf der einen Seite den beseligenden Trost läßt, daß er selbst — der Eckstein seiner Kirche — niemals um-

gestürzt werden kann, und daß auch die schwersten Geschicke nur dazu dienen müssen, sein Wort und seine Wahrheit zu befestigen: so verbirgt er uns auf der andern Seite nicht, daß diejenigen Völker, die sich in Verblendung und Verkehrtheit ihres Sinnes verführen lassen, ihn als Eckstein zu verwerfen, einem schweren, ganz besondern Strafgerichte anheimfallen werden, abgesehen von der allgemeinen Strafe, die, nach der so eben gegebenen Schilderung, diejenigen trifft, welche den überwinden wollen, der unüberwindlich ist. Dieses besondere Strafgericht für die Christum verwerfenden Völker ist angedeutet in den Worten des Herrn: „Darum sage ich euch: das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden, die seine Früchte bringen.“ Kaum ist eine Weissagung im Verlaufe der christlichen Kirchengeschichte genauer eingetroffen und sichtbarer erfüllt worden als diese. Nicht nur haben die Obern des jüdischen Volkes, die aus Selbst- und Herrschsucht den Sohn Gottes an's Kreuz schlugen, alle ihre hochfliegenden Plane auf Herstellung einer glänzenden jüdischen Weltherrschaft, bei der sie die erste Rolle gespielt hätten, fallen lassen und die Stadt Jerusalem, den Sitz ihrer vermeinten Herrlichkeit, untergehen sehen müssen, sondern das jüdische Volk selbst, dieses auserwählte Volk, das Volk Gottes, das einen David, einen Jesaja, ja Jesum Christum selbst dem Fleische nach hervorgebracht hatte, hörte mit dem Augenblicke der Verwerfung Christi auf, irgend einen bestimmenden Einfluß auf den Gang und die Entwicklung des göttlichen Reiches auszuüben. Nachdem einmal das Wort des Volkes gesprochen war: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder“ (Matth. 27, 25.), so erfüllte sich auch alsbald das Wort des Herrn: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden, die seine Früchte bringen“; und seit dieser Zeit sehen wir dieses Volk ohne Heimath und Vaterland, ohne Tempel und gemeinsamen Gottesdienst, ohne Oberhaupt und Bürgerthum, in alle Welttheile zerstreut, hin- und hergejagt wie ein gehetztes Wild, irrewandelnd wie ein aus dem Grabe gestiegener Geist, aufstrebend und zusammensinkend wie scheinlebendige Todtengebeine; denn alles Leben das sich etwa in ihm noch regt, geht im Grunde doch nur vom Christenthume aus; es selbst ist dem Tode verfallen, weil es

den verworfen hat, der von sich gezeugt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (Joh. 11, 25.)

Dasselbe Schicksal erwartet aber auch die christlichen Völker, wenn sie das dem Volke Gottes zur Strafe entrissene und ihnen anvertraute heilige Erbgut evangelischer Wahrheit muthwillig verschleudern und wegwerfen. Die christlichen Völker, zumal die des abendländischen Europa's sind gewissermaßen die Fackelträger der Weltgeschichte geworden, und alles höhere Licht der Bildung, jeder wesentliche und ächte Fortschritt, alle wahrhaftige Geisteskultur ist von ihnen aus- und in die fernsten Völker und Nationen übergegangen. Das Christenthum allein ist die unvergängliche Quelle edlerer Gesittung und der dauernde Inbegriff geistiger und geistlicher Segnungen geworden. Verläugnet dieses Christenthum, verwerfet Jesum Christum, den ins Fleisch gekommenen Sohn Gottes, suchet euch anstatt des lebendigen Gottes und allerbarmenden Vaters in Christo todte Götzen, die ihr euch selbst gemacht habt, zertrümmert die christliche Sitte, verhöhnet die christliche Zucht, macht Gesetze nach euerm Gelüsten anstatt nach dem ewigen heiligen Willen des Gesetzgebers im Himmel — und es wird sich an euch erfüllen, ihr abtrünnigen Völker, was geweissagt ist von dem, der mehr war als irgend ein Prophet: Das Reich Gottes wird von euch genommen, eure Cultur vernichtet, jeder wahre Fortschritt gehemmt, sittliche Verwilderung dafür gefördert, Rohheit und Ueppigkeit gepflegt und gepflanzt, und zuletzt eine neue, mit Finsterniß die Länder deckende Barbarei zurückgerufen werden, in deren Abgrund alle Segnungen der christlichen Vergangenheit versinken müßen. Dann wird der Tag unter den armen verachteten Heiden anbrechen, die jetzt noch in Nacht und Todesschatten sitzen, und sie werden die Früchte bringen, mit denen die Güte Gottes euch so gerne beschenkt hätte, wenn ihr der Segnungen der göttlichen Gnade nicht durch eigene Schuld unwürdig geworden wäret.

Aber nicht nur möglicherweise Völker und Nationen im Großen würde das göttliche Strafgericht treffen, wenn sie in der Verwerfung Jesu Christi beharrten oder noch weiter fortschritten — sondern auch jeden Einzelnen, je nach dem Antheile, den er an der Verwerfung

nimmt, trifft die Strafe in ſeinem Einzelleben. Gebe ſich doch Keiner etwa dem Wahne hin, es ſei möglich, jedes Verhältniß mit Chriſto abzubrechen und ſeiner Wahrheit und ſeinem Geiſte gänzlich zu entfliehen. Mit der Wahrheit *muß* der Menſch in irgend ein Verhältniß treten, und kann er ſie nicht lieben, ſo muß er ſie haſſen. Iſt aber Jeſus Chriſtus die höchſte Wahrheit, die Wahrheit ſelbſt (Joh. 14, 6.), ſo wird jeder Menſch, ſobald er von ihm Kenntniß bekommt, entweder für oder gegen ihn ſein müſſen. Die Feindſchaft wider Chriſtum kann ſich dann, wie der Herr in unſerm Texte andeutet, auf eine zwiefache Weiſe äußern, entweder durch offene Bekämpfung des Chriſtenthums, die in den Worten: „Wer auf dieſen Stein fället“ gezeichnet iſt, oder durch heimliche Verachtung deſſelben, die der Herr in den Worten: „auf welchen er aber fället“ zeichnet. In dieſen beiden Fällen äußert ſich das Strafgericht gegen die Verwerfenden darin: daß Jeſus Chriſtus nicht mehr ihr Heiland, ſondern ihr Richter iſt. Wer den in's Fleiſch gekommenen Sohn Gottes offen bekämpft und verfolgt, der wird an ihm, als an einem Eckſteine, zerſchellen; denn er hat einen Kampf gegen den Unbeſiegbaren unternommen, der zur Vernichtung des Ankämpfers führen *muß*. Aber auch der, der den in's Fleiſch gekommenen Sohn Gottes nur heimlich verachtet und verſchmäht, wird von ihm, als einen Eckſtein, der auf ihn fällt, zermalmt werden; denn ſolche heimliche Verachtung des höchſten Gutes ſtraft ſich zuletzt durch ein erdrückendes Gefühl des eigenen Nichts im Verächter. Beidemal das ſchreckliche Gericht der innern Oede und Leere, die Selbſtvernichtung, welche immer zuletzt die Folge der halsſtarrigen Sünde iſt, und recht eigentlich die ewige Verdammniß mit ſich führt. Sie iſt das Feuer, das nicht verlöſcht, der Wurm, der nicht ſtirbt, eine Flamme, die in der Seele verzehrend brennt, bis die Seele ſelbſt ein ausgebrannter Krater iſt, in welchem alles Licht und Leben, das von oben herab in ſie ſtrömte, getilgt und nichts mehr übriggeblieben iſt, als ein in ewiger Unruhe und ewigem Unfrieden in ſich ſelbſt verlornes, von Gott abgefallenes Ich.

Schreckliches Strafgericht — aber kein von mir willkürlich erfundenes und ausgemaltes, um etwa zu erſchüttern und Furcht einzuflö-

ben, ſondern ein von dem Herrn ſelbſt mit klarer Beſtimmtheit vorausgeſagtes, ſchon oftmals eingetroffenes, von dem unſere Zeit weit mehr als irgend eine andere bedroht iſt. Und doch bin ich weit entfernt, nur dieſen Eindruck bevorſtehender ſchwerer Gerichte heute in euch zurücklaſſen zu wollen. Jeſus Chriſtus hat mit den Worten unſers Textes noch kein Gericht über uns ausgeſprochen, ſondern nur eine Warnung an uns ergehen laſſen. Noch Keiner von uns, ſollte er auch den Herrn bisdahin verworfen haben, iſt darum verloren, ſondern nur in Gefahr, verloren zu gehen. Noch kommt der Herr als Heiland und Sünderfreund zu jedem von uns — das iſt ja die ſchöne Bedeutung dieſer Adventszeit. Nicht die ernſte Miene des Weltenrichters, die liebliche Miene des Welterlöſers trägt das Kindlein in der Krippe auf ſeinem Antlitz. Noch ergeht der Ruf: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken“ (Matth. 11, 28.). Noch erſchallt ſeine Stimme: „Sei getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben“ (Matth. 9, 2.). Noch ruft er uns zu: „Ich bin ein guter Hirte und ein guter Hirte läſſet ſein Leben für ſeine Schafe“ (Joh. 10, 12.). Noch vernehmen wir ſein Wort: „Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringet viele Frucht“ (Joh. 15, 4.). Noch rauſchet das herrliche Wort Gnade in den Grundtönen des Evangeliums durch unſere Gotteshäuſer, und keine Sünde iſt ſo groß, die in Chriſto nicht Vergebung finden könnte. Seine Liebeshand reicht er uns auf's neue entgegen, und ſollten wir ſie ausſchlagen? Sollten wir ihn fliehen, wo er uns mit nie ruhender Hirtentreue ſucht? Nein, meine theuren Freunde, das iſt nicht möglich. Dieſe Adventszeit kann nicht ohne geſegnete Früchte der Buße, des Glaubens, der Liebe an uns vorübergehen. Er in uns, und wir in ihm — ſo bringen wir unvergängliche Frucht, die, wenn Alles vergeht, hinübergrünt in die Ewigkeit. Amen.

II.

Zweite Adventspredigt.

Christi ausdrückliche Vorhersagung, daß das Evangelium von ihm — dem in's Fleisch gekommenen Sohne Gottes — zum Kampfe führen müsse.

Text; Luc. 12, 49—51.

Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden: Was wollte ich lieber, denn es brennte schon? Aber ich muß mich vorher taufen lassen mit einer Taufe; und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde? Meinet ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht.

In meiner ersten Adventspredigt habe ich eine ernste und schwere Pflicht erfüllt, indem ich im Namen des Herrn eine Warnung gegen diejenigen ausgesprochen habe, die in leichtfertigem oder gar frevelhaftem Sinne den in's Fleisch gekommenen Sohn Gottes verachten und verwerfen. Ich erfülle eine zweite Pflicht, wenn ich heute zuvörderst auch diejenigen im Namen des Herrn warne, welche um der Sünden und Frevel unserer Zeit willen diese Zeit überhaupt absprechend und wegwerfend beurtheilen, über den erschreckenden Ausgeburten des Bösen in ihr das Gute verkennen, den Abfall von Christo für einen völligen und unwiederbringlichen halten, und bereits jenen Zeitpunkt eingetroffen meinen, von dem der Herr im vierundzwanzigsten Kapitel des Evangelisten Matthäus als dem bevorstehenden Ende weissagt, und den der Seherblick des Johannes in dunkeln Räthselbildern wunderbar ahnungsvoll, aber dem grübelnden Verstande so wenig zugänglich geschildert hat, daß bis jetzt die Deutungen der frömmsten und scharfsinnigsten Christen fast nur den Werth von willkürlichen Vermuthungen haben. Unsere Zeit, meine Freunde, ist, wie ich nach dem Maße meiner Erkenntniß dafür halten muß, noch nicht

die Zeit der letzten Entscheidung, und schon der Umstand, daß ein wichtiges Zeichen, welches nach Röm. 11, 25 f. dem Ende der Tage vorangehen soll, die allgemeine Heiden- und Judenbekehrung, noch gänzlich unerfüllt ist, sollte schriftgläubige Christen von der voreiligen, meist aus Zaghaftigkeit und Kleinmuth entspringenden Annahme, daß die Zeit der letzten Entscheidung gekommen sei, zurückhalten. Unsere Zeit ist nicht die Zeit der letzten Entscheidung, aber eine Zeit schweren, heißen Kampfes um das edelste und höchste Gut, welches dem Menschen von Gott geschenkt ist. Nicht um die Herrschaft der Fürsten oder um die Herrschaft der Völker, nicht um den Sieg dieser oder um den Sieg jener Staatsform, nicht um Abschaffung mißbräuchlicher oder um Aufnahme wohlthätiger Einrichtungen und Gesetze, nicht um den Triumph der sogenannt rückschreitenden oder sogenannt fortschreitenden Partei handelt es sich in dem Kampfe unserer Tage zumeist, zuletzt, im tiefsten Grunde. Bürgerlichen, nationalen Kämpfen kann das Evangelium Jesu Christi ruhig zusehen; es steht über denselben. Aber ob für ein Mal, und Gott weiß für wie lange, der Sohn Gottes oder der Fürst der Finsterniß, die Religion des Kreuzes oder die Religion des Genusses, das Gesetz des heiligen Geistes oder das Gesetz des Fleisches, die ewige Gerechtigkeit oder die menschliche Willkür, der Glaube oder der Unglaube, die Liebe oder die Selbstsucht, die Hoffnung auf das ewige Leben oder die Verzweiflung am ewigen Leben, die Freiheit in Gott oder die Knechtschaft der Sünde — unter einem großen Theile der bisher christlichen Völker den Sieg davontragen werde, das, meine Freunde, das greift in die tiefsten Wurzeln des religiösen und sittlichen Volks- und Menschenlebens ein, und das steht nach meiner innigsten Ueberzeugung gegenwärtig in Frage. Anstatt nun aber hierüber zu klagen und gegen diejenigen, welche, menschlichem Dafürhalten nach, die Entwicklung dieses Kampfes herbeigeführt haben, die Pfeile des Unwillens und Zornes zu richten, halte ich es für weit belehrender und trostreicher, nachzuweisen, in wie weit auch diese Vorgänge mit dem Kommen des Sohnes Gottes in diese Welt der Sünde und des Irrthums zusammenhängen, und dadurch ihre rechte Beleuchtung erhalten. Und

hiezu ſcheint mir beſonders unſer heutige Text zweckdienlich. Denn er enthält eine ganz ausdrückliche Vorherſagung Chriſti, daß das Evangelium von ihm — dem in's Fleiſch gekommenen Sohne Gottes — zum Kampfe führen müſſe.

Aus dieſer merkwürdigen Vorherſagung Chriſti werden wir, bei näherem Nachdenken, dreierlei für uns entnehmen:

1) daß wir dieſen Kampf wünſchen,
2) daß wir uns vor ihm fürchten,
3) endlich, daß wir ihn ertragen lernen müſſen.

Du aber, o Herr, der Du alle Geſchicke der Völker und Menſchen in Deiner allmächtigen Hand hältſt und nach Deiner Weisheit und Güte leiteſt und vollendeſt — führe Deine Kirche nun auch durch dieſe ſtürmiſch bewegten Zeiten als der rechte Steuermann, der Wind und Wellen gebietet. Bewahre uns vor kleinmüthig-ängſtlichem, wie vor übermüthig-trotzigem Sinne, und laß uns keinen Augenblick vergeſſen, daß wir ohne Dich und Deinen heiligen Geiſt nichts ſind, aber in Deiner Kraft und der Kraft deſſen, den Du geſandt haſt, Jeſu Chriſti, Alles vermögen. Amen.

I.

Es wird Manchem von euch, meine theuren Freunde, auffallend und ſelbſt unverſtändlich erſcheinen, wenn ich ſage, daß wir einen Kampf, wie den gegenwärtigen, der von ſo ſtürmiſchen Aufregungen und ſo großen Gefahren begleitet iſt, wünſchen müſſen. Auch wenn ich nicht annehmen will, daß es die „Schwachheit des Fleiſches“ (Röm. 6, 19.) ſei, die ſich gegen einen ſolchen Kampf ſträubt, ſo ſträubt ſich doch dagegen jenes natürliche Verlangen, das auch edleren Gemüthern einwohnt, nach Erhaltung der Ruhe, eines gewohnheitsmäßigen Daſeins, und ungeſtörter friedlicher Entwicklung der menſchlichen Dinge. Wie viele enge und für die Dauer geknüpfte Bande werden durch Erſchütterungen, wie die gegenwärtigen ſind, gelockert! Wie viele frohe Stimmungen verdüſtert! Wie manche liebende Herzen im Drange der Leidenſchaften und der Parteibeſtrebungen auseinandergeriſſen! Wie viel Familienglück zerſtört, wie viel

innere Ruhe verscheucht, wie viele Güter des Glücks und des Lebensgenusses in den wirbelnden Strudel der Gefahr versenkt! Das Alles, meine Freunde, hat sich gewiß auch der gesagt, der in unserm heutigen Texte zu uns spricht, als in seiner gottinnigen Seele die volle und klare Gewißheit sich hervorthat, daß sein Kommen in die Welt der Sünder einen solchen Kampf mit allem Schrecklichen, was daran hängt, hervorrufen werde. Denn, was wollen seine Worte: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden“ Anderes sagen, als daß seine ganze Erscheinung im Fleische und die Kunde davon unter den Menschen: die Predigt von seinem prophetischen Worte, seinem hohenpriesterlichen Opfertode, seiner königlichen Herrschaft durch den heiligen Geist in dem von ihm begründeten Gottesreiche, den Feuerbrand des Kampfes unter die Menschen schleudern, die Geister theilen, die Gemüther auseinanderreißen, in der Tiefe aufregen, und in der Hitze des Kampfes auch manches versengen und verzehren werde, was durch Ueberlieferung geheiligt, durch Alter tiefgewurzelt, durch zarte Bande festgeknüpft, in die Vorurtheile und Leidenschaften der Menschen tief verwoben und verschlungen war? Und dennoch, meine Freunde, so gewiß sich unser Herr das Alles gesagt hatte — so gewiß drückt er auch den Wunsch in unsern Textesworten aus: „Was wollte ich lieber, denn es brennete schon?“

Wenn aber unser Herr den Kampf wünschte, so ist das ein Zeichen, daß er ihn für gut und heilsam hielt; und daß er das war und noch ist, das geht auch aus der ganzen Beschaffenheit und dem Wesen des Kampfes hervor, den er in der Welt entzündet hat. Er bezeichnet den von ihm ausgehenden Kampf als ein von ihm angezündetes „Feuer.“ Die eigenthümlichste Eigenschaft des Feuers ist nun aber, daß es verzehrt, und wenn der Herr sagt, daß er gekommen sei, ein Feuer anzuzünden, so will er damit sagen, daß er gekommen sei, Manches auf Erden im Kampfe zu verzehren und zu vertilgen. Nun wissen wir freilich, daß die Macht des Feuers, wenn sie nicht gezügelt ist durch Weisheit und Kunstfertigkeit, eine schrecklich zerstörende Wirkung ausübt, und wenn die wilde Lohe zu einem Flammenmeere über unseren Wohnungen zusammenschlägt — dann erbebt uns mit

Recht das Herz in der Bruſt. Allein dieſelbe Macht des Feuers iſt, eingeſchränkt durch die kunſtreiche Hand des Menſchen und den Zwecken der Vernunft dienſtbar gemacht, des Menſchen wohlthuende Freundin, die ihm die rohen Elemente überwinden, die unreinen Stoffe von den reinen ſcheiden, die ſtarren Metalle flüſſig machen hilft. In welchem Sinne der Herr das Bild des Feuers zur Bezeichnung des von ihm ausgehenden Kampfes braucht, darüber werden wir nun wohl keinen Augenblick im Zweifel ſein. Wie könnte er gekommen ſein, um zu vernichten, was gut, rein, fromm, gottwohlgefällig iſt! Wie könnte er ſeine Freude ausdrücken über das Bevorſtehen eines Kampfes, in dem auch nur etwas unterzugehen vermöchte, das der Ewigkeit angehört. Allein wenn Gott ſelbſt in der Schrift „ein verzehrend Feuer und ein eifriger Gott“ (5 Moſ. 4, 24.) heißt, wenn der Prophet von ihm ſagt: „Seine Lippen ſind voll Grimm's und ſeine Zunge iſt ein verzehrend Feuer“ (Jeſ. 30, 27.), wenn der Herr von ſeinem Worte ſagt: „Iſt mein Wort nicht wie ein Feuer und wie ein Hammer, der Felſen zerſchmeiſſet“ (Jerem. 23, 29.) — dann ſoll uns damit eben zu Gemüthe geführt werden, daß Gott und ſein heiliges Wort ſeit der Herrſchaft der Sünde in der Welt im Kampfe mit dieſer Sünde liegt, daß er — der Ewigreine und Hocherhabene — ſelbſt gleichſam das heilige Feuer iſt, welches die Sünde verzehrt und vertilgt. Und das — das iſt die Beſchaffenheit und das Weſen des von Chriſto entzündeten Kampfes. Der Kampf mit Sünde und Welt, mit Tod und Finſterniß, mit Fleiſch und Blut, mit Augenluſt und Sinnendienſt, mit dem vergänglichen, irdiſchen Weſen, das unſer Herz gefangen hält — das iſt der gute Kampf, von dem der Apoſtel an Timotheus ſchreibt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten“ (2 Tim. 4, 7). Dieſen Kampf mußte Jeſus Chriſtus wünſchen, denn nur vermittelſt deſſelben war es möglich, das in Unglaube und Gottesvergeſſenheit verlorne Menſchengeſchlecht zu erlöſen, mit Gott zu verſöhnen, zu heiligen und ſelig zu machen. Er mußte ihn wünſchen, trotz der Aufregung und des Zwieſpaltes, der von ihm unzertrennlich war; denn wer wird das kleinere Leiden nicht gern und willig tragen, um von einem gro-

ßen, unerträglichen befreit zu werden? Wer wird am Ende nicht Leib und Leben, Gut und Blut, Behagen und Genießen gerne dahin geben, wenn die Seele nur von dem ewigen Tode, von den Banden und Stricken der Finsterniß errettet werden kann?

Darum müssen auch wir, meine andächtigen Freunde, diesen Kampf wünschen, und es zeugt von wenig Einsicht in die Wege und Führungen Gottes, wenn so Manche jetzt nur den entgegengesetzten Wunsch auf den Lippen oder im Herzen tragen, daß nur recht bald Alles wieder ins alte Geleise kommen, und diese unbequemen Bewegungen und Erschütterungen ein Ende nehmen möchten. Müssen wir denn nicht zugeben, daß die Sünde allmälig mit furchtbarer Gewalt uns überschlichen und auf uns gedrückt hatte, und daß das Leben aus Gott und in Gott immer mehr aus dem Leben der Völker im Großen, aus den Familien und Herzen im Kleinen, zu schwinden begann? Und was das Schlimmste war, die Wenigsten erkannten diesen Druck und beklagten das entschwindende Gottesleben; dagegen fühlten sich viele eben darin recht bequem und behaglich, daß der eigenen Lust und der fleischlichen Willkür immer weniger Schranken gesetzt wurden, und das gelähmte Gewissen der öffentlichen Meinung vor den ungescheuten Aeußerungen des Abfalls und der Gottlosigkeit immer mehr verstummen mußte. Einzelne seufzten wohl mit dem Propheten Hesekiel: „Unsere Sünden und Missethaten liegen auf uns, daß wir darunter vergehen, wie können wir denn leben?“ (Hes. 33, 10.) Aber wie viele Andere dachten wie es bei Jesaja heißt: „Jetzt, siehe, ist's eitel Freude und Wonne: Ochsen würgen, Schafe schlachten, Fleisch essen, Wein trinken, und Zeit zu sprechen: Lasset uns essen und trinken, wir sterben morgen doch“ (Jes. 22, 13). Das ist die tiefste Bedeutung des Kampfes, der in unsern Tagen gewaltiger als je entbrannt ist, daß er uns aus dem betäubenden Schlummer sündlicher Selbstsucht, in den wir uns eingehüllt hatten, aufschreckt; daß er uns die Nichtigkeit und Gefährlichkeit unserer, blos irdischen Bestrebungen schonungslos aufdeckt; daß er den Schleier von dem Abgrunde sittlicher Bodenlosigkeit wegzieht, an dem wir wie sorgenlose Kinder spielten; daß er uns drängt, auf die rechte oder linke Seite zu tre

ten, uns für das Kreuz oder gegen das Kreuz zu entscheiden. Unausweichlich ist dabei, daß Manches durch das Feuer eines neuerwachenden Glaubens und einer sich verjüngenden Christusliebe verzehrt und vertilgt wird, was bisher unserm Fleische und Blut theuer und werth war. Da muß einer einen Theil seines irdischen Gutes dahingeben, dort einer seine ehrgeitzigen Plane in das stille Meer demüthiger Gedanken versenken; da einer aus dem Gewühle und Geräusche der großen Welt in beschränkende Einsamkeit sich zurückziehen, dort ein anderer den Hochflug seines Geistes beschneiden, um an den einfachen Pflug im steinichten Acker des göttlichen Reiches Hand zu legen; da muß glänzende Scheingelehrsamkeit in den Schmelztigel der göttlichen Wahrheit geworfen, und dort pharisäische Rechtgläubigkeit einer tieferen Selbstprüfung zum Opfer gebracht werden. Untergehen muß aller Schein, alle hohle, äußere, wortklingende Frömmigkeit, alles prahlerische Wort- und Werkwesen, alle eitle Selbstbespiegelung — aller noch so feine Sinnen- und Mammonsdienst in unserer Zeit; das Feuer der evangelischen Wahrheit verzehrt das Alles. Daß es aber so komme, und daß nichts mehr unter uns Geltung und Bestand habe — was im Feuer dieses heißen und heiligen Kampfes nicht die Probe aushält — das muß eben unser ernster und dringender Wunsch sein.

II.

Allein, meine theuren Freunde, so wahr das ist, daß wir diesen Kampf und dessen weitere Entwicklung wünschen müssen: so wäre es doch nicht zu loben, wenn dieser oder jener eine Lust an dem Kampf selbst empfinden, oder darüber als über etwas im Grunde Erfreuliches sich sogar leicht hinwegsetzen wollte. Der Kranke, den eine Wunde in den Fuß getroffen hat, und dessen Leben zuletzt von dem Brande bedroht wird, muß wünschen, daß die geschickte Hand des Wundarztes ihm recht bald den leidenden Fuß abnehme, damit er sein Leben rette; aber angstvoll wird er dennoch der Stunde entgegenharren, wo das edle von Gott verliehene Glied von dem Leibe unter schweren Schmerzen hinweggenommen wird. Während der glühenden Sommerhitze

empfinden wir bisweilen einen so beängstigenden Druck der schwül gewordenen Luft, einen so beklommenen Athem, daß wir die aufsteigende Gewitterwolke sehnsüchtig begrüßen, die durch wohlthuende Erschütterungen wieder erquickende Luftströmungen verursacht; aber wenn das Gewitter in mächtigen Donnerschlägen durch die Luft rollt, in drohenden Blitzen über unsern Wohnungen schwebt, — dann vermögen wir es nicht, ein bängliches Gefühl zurückzuhalten, und wir danken Gott, wenn er im Wetter gnädig an uns vorübergegangen ist und statt der leichtzündenden Flamme den friedekündenden Regenbogen in die dunkeln Wolken gemalt hat. So hatte der Herr erkannt, daß dem Leibe der in Sünde erkrankten und vom Tode der Sünden bedrohten Menschheit — denn „die Sünde, wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod“ (Jac. 1, 15) — nur gleichsam ein Schnitt in das angesteckte Fleisch helfen, daß die von betäubenden und erstickenden Dünsten angefüllte Lebensluft der Welt nur durch die erschütternde Gewitterluft des Evangeliums wieder gereinigt werden könne. Er wußte noch ganz besonders, daß *er selbst* — nach der irdischen Seite seines Daseins — als erstes Opfer fallen, mit seinem am Kreuze vergossenen Herzblute die Erde tränken, im Tode die Menschheit versöhnen und ihr das Leben erkaufen, diesen versöhnenden Tod selbst aber mit einem schweren Maße von Schmerz und Leiden auf sich nehmen müsse. Und von hier aus werden wir es auch begreifen, wenn er bei aller Lebhaftigkeit und Innigkeit des von ihm ausgesprochenen Wunsches, daß das Feuer schon brennen möchte, dennoch es nicht verbirgt, wie ihm so bange sei, bis „die Taufe, mit der er sich zuvor müsse taufen lassen,“ vollendet sein werde.

Es ist, meine Freunde, dem Christenthume schon von seinen ersten heidnischen Gegnern zum Vorwurfe gemacht worden, daß sein Stifter kein mit kalter Todesverachtung ausgerüsteter Held gewesen sei, und die heidnischen Weisen haben sich jener eisernen Männer gerühmt, die, wie sich nicht bestreiten läßt, dem Tode ohne Zucken ins Auge geblickt und ohne Klagen seinen Schmerz erduldet haben. Es ist wahr, Jesus Christus hat auch damit bewiesen, wie er seinen Brüdern in Allem gleich werden mußte (Ebr. 2, 17); er hat auch darin als *wah-*

rer, ganzer Mensch sich bewährt, daß er gegen die über ihn verhängten Leiden nicht gleichgültig war, sondern vielmehr seiner leiblichen Natur nach wider den dargebotenen bittern Kelch des Todes sich sträubte und Gott bat, wenn es möglich sei, denselben von ihm zu nehmen (Luc. 22, 42). Aber dieses ächt menschliche Bangen, diese schwer zu überwindende Furcht vor zu erleidendem Schmerze hat gerade bei dem Herrn ihren tiefsten Grund in dem eigenthümlichen Zusammenhange, in den er um seines Erlöserberufes willen mit der Sünde gekommen war. Es ist eine ächt biblische, schon im dritten Kapitel des ersten Buches Mose V. 16. enthaltene Darstellung, daß das Leiden eine natürliche Folge der Sünde ist, und daß ohne die Sünde weder der Schmerz noch sein Gefährte, der Tod, in die Welt gekommen wäre. Eben deßhalb aber, weil der Herr — der von keiner Sünde wußte, und darum auch keinerlei Leiden hätte erdulden sollen, für uns zur Sünde gemacht (2 Cor. 5, 21) und in die bittersten Leiden gestürzt worden ist — eben deßhalb war für ihn auch dieses seiner sündlosen Natur innerlich widerstrebende Leiden eine Quelle namenlosen Seelenschmerzes — eben darum konnte er den bevorstehenden Kampf, nicht nur wünschen, sondern mußte ihn auch fürchten als etwas, das ihm bange machte.

Und doch kann er ihn, meine Freunde, nicht nur um seinetwillen gefürchtet haben. Kannte er doch besonders auch seine Jünger, diese schwachen Gefäße seines Geistes, denen er aber dennoch vorausgesagt hatte: „Meinen Kelch sollet auch ihr trinken und mit der Taufe, da ich getauft werde, sollet auch ihr getauft werden“ (Matth. 20, 22). Mußte es ihm vor Allem bange sein um noch so viele Andere, die in Schwachheit ihm nachfolgen sollten, und zum Widerstande gegen Sünde und Welt noch so sehr der Kraft Gottes bedurften? Mußte es ihm doch bange sein, meine Andächtigen, auch für die treuen und gläubigen Glieder seiner Kirche in Zeiten, wie die unsrigen sind, wo die Verlockung zum Abfall so groß, und das „Wachen, im Glauben stehen, männlich und stark sein“ (1 Cor. 16, 13) noch viel schwieriger als sonst ist. Denn die Taufe, von der er sagt, daß er zuvor damit sich müsse taufen lassen, ist auch heute noch nicht vollendet. Ist zu-

nächst auch unter dieser Taufe sein Opfertod am Kreuze verstanden — so ist ja dieser Tod nur ein „Vorbild“ (1 Pet. 2, 21), „in dessen Fußstapfen wir sollen nachfolgen,“ und alles was Christen im Namen ihres Herrn noch jetzt zu leiden, zu dulden und auszustehen haben, ist gewissermaßen nur die irdische Fortsetzung seiner tiefsten Erniedrigung bis zum Kreuze, die er noch immer mit uns empfindet. Gewiß aber, meine Freunde, würden wir uns über die eigenthümliche Bedeutung des gegenwärtigen Kampfes völlig täuschen, wenn wir uns die Gefahren verbergen wollten, in denen die Kirche Christi mit ihren gläubigen Gliedern — ihrer irdischen Erscheinung nach — jetzt schwebt. Ist auch unsere Zeit keine Zeit äußerer blutiger Verfolgung, ist das Bekenntniß zu Christo, dem Weltheilande, auch nicht gerade mit Gefängnißstrafe und mit dem Henkerbeile bedroht, ist es auch nur hie und da in vereinzelten Fällen zu öffentlichen Beleidigungen, Verhöhnungen und Gewaltthätigkeiten gegen Gläubige gekommen — so ist doch gerade das die Frage, ob die grobe äußere Schmach und die rohe körperliche Mißhandlung nicht viel leichter zu ertragen wäre, als die ausgesuchten feinen Schmähungen, die vergifteten geistigen Angriffe, die — nicht etwa nur gegen überlebte Formen des Christenthums, — sondern gegen das Christenthum selbst, gegen seine ewigen Grundlehren, seine unveränderlichen Wahrheiten, seine nie versiegenden Trost- und Hoffnungsquellen, unermüdlich unter Beifallsjauchzen der dem Christenthum abwendig gemachten Menge, schonungslos in unserer Zeit geschleudert werden. Diese Feindschaft gegen den in's Fleisch zu unserm Heile gekommenen Erlöser, die sich der gefährlichsten Waffen des Scharfsinns, der Gelehrsamkeit, der Geistreichheit, des Witzes und Spottes bedient, ist eine heiße, bang machende Taufe, und es ist dem schmerzlich bewegten Gemüthe eines von Liebe zu Christo ergriffenen Gemüthes nicht zu verdenken, wenn es manchmal in diesen Tagen mit dem Herrn seufzt: „Ach! daß die Taufe schon vollendet, dieser Kelch schon vorübergegangen sein möchte.“ Wie viel christlicher ist doch diese bängliche Stimmung, dieses demüthigende Selbstbekenntniß der eigenen Schwachheit, diese Furcht und dieses Zittern vor Gefahren, denen zu begegnen der Geist in uns wohl willig, aber das

Fleiſch an uns ſchwach iſt, als jener trotzige Muth, der mit Petrus den Feind herausfordern zu dürfen wähnt, aber im entſcheidenden Augenblicke feige und ſelbſt lügneriſch den Kampfplatz verläßt. Fürwahr — jetzt iſt eine Zeit demüthiger Selbſtanklage und Selbſtverzichtung für gläubige Chriſten, und je tiefer einer die Aufgabe durchblickt, welche gläubige Chriſten jetzt zu löſen haben, um ſo demüthiger wird er auch an ſeine Bruſt ſchlagen und ſagen: „Herr, wie iſt mir ſo bange!“

III.

„Uns iſt bange, aber wir verzagen nicht“ (2 Cor. 4, 8). Dieſe Gemüthsſtimmung des großen Heidenapoſtels drückt wohl am beſten aus, was der Chriſt in ſolchen Zeiten, wie die gegenwärtige iſt, empfinden ſoll. Das war auch die Grundſtimmung des Herrn, wie ſie im letzten Verſe unſers Textes ſich kundgibt. Faſt möchte es ſcheinen, als ob zwiſchen dem vorigen Verſe und dieſem ein Einwurf von den Lippen der Jünger, den der Evangeliſt nicht aufbehalten hat, ſich eingedrängt oder wenigſtens, dem Herrn bemerklich, in ihren Herzen ſich geregt hätte, etwa des Inhalts: „Wenn dir denn ſo bange iſt, warum ſuchſt du den Kampf nicht auf irgend eine Weiſe abzuwenden?“ Denn mit feſter Zuverſicht und entſchiedener Sicherheit wendet der Herr ſich plötzlich jetzt an die Jünger, warnend, ſtrafend, zurechtweiſend: „Meinet ihr, daß ich herkommen bin, Friede zu bringen auf Erden? Ich ſage Nein: ſondern Zwietracht“. Dunkle, räthſelhafte Worte für den oberflächlichen Menſchenverſtand! Daß von dem Kommen Chriſti in die Welt der Ausbruch eines Kampfes unzertrennlich geweſen ſei — das iſt nicht gerade ſchwierig, einzuſehen. Aber daß der Zweck dieſes Kommens Kampf und Zwietracht geweſen, daß der Herr auf allſeitigen Frieden und allgemeines Zuſammenſtimmen es gar nicht abgeſehen habe, das erſcheint ja nicht nur an ſich als unbegreiflich, ſondern ſelbſt als im Widerſpruche mit ſo vielen Schriftſtellen, von denen ſtatt vieler nur das einzige Wort des Apoſtels Paulus Zeugniß ablegen möge, der, Col. 1, 20., ſchreibt: „Alles habe durch Chriſtum verſöhnet werden müſſen zu ihm ſelbſt, es ſei auf Erden oder im

Himmel, damit, daß er Friede machte durch das Blut an seinem Kreuze durch sich selbst.“ Und doch, meine Freunde, ist Beides wahr: sowohl, daß der Herr gekommen ist Friede zu bringen, als auch Zwietracht. — Eine Lösung der Schwierigkeit, die in diesem scheinbaren Widerspruche liegt, möge man nicht etwa durch die Annahme zu Stande bringen wollen, nur vorübergehend und zeitenweise sei das Evangelium nothwendige Veranlassung zum Kampfe gewesen, dieser Kampf selbst aber habe jedesmal den Zweck, möglichst bald einen dauerhaften Frieden, eine allgemeine Uebereinstimmung in den Herzen und Gemüthern hervorzubringen. Auf die Schrift gestützt, müssen wir einer solchen Annahme entschieden widersprechen. Wir dürfen uns nur an jenes Gleichniß des Herrn im dreizehnten Kapitel des Evangelisten Matthäus erinnern, wornach auf Anstiften des Feindes Unkraut unter den Weitzen gesäet worden war, die Knechte aber die Frage an den Hausvater gestellt hatten: ob er ihnen nicht gestatten wollte, das Unkraut auszujäten? „Nein,“ erwiederte der Hausvater, „auf daß ihr nicht zugleich den Weitzen mit ausraufet, so ihr das Unkraut ausjätet.“ Wenn nun aber in Folge dessen der Hausvater den Knechten aufträgt, Unkraut und Weitzen mit einander wachsen zu lassen bis zur Erndte, wenn erst zur Erndtezeit das Unkraut von dem Weitzen geschieden, ersteres verbrannt, letzterer in die Scheunen gesammelt werden soll: wie deutlich ist damit gesagt, daß bis an das Ende der Tage Böses und Gutes nebeneinander und durcheinander unter den Menschen wachsen und sich ausbreiten werde; und so lange Böses in der Welt ist neben dem Guten, so lange wird auch das Gute im Kampfe sein mit dem Bösen, so lange Finsterniß in der Welt ist neben dem Licht, so lange wird auch das Licht im Kampfe sein mit der Finsterniß. Auch im vierundzwanzigsten Kapitel des Evangelisten Matthäus, wo der Herr das bevorstehende Ende schildert, ist ein bis zum Ende fortdauernder Kampf vorausgesagt, denn nur: „wer beharret bis an's Ende, der wird selig“ (Matth. 24, 13). Und wie könnte es auch anders sein, meine Freunde? Vorausgesetzt selbst das Evangelium würde in allen Ländern und unter allen Völkern der Erde zur Herrschaft gelangen, angenommen noch dazu, alle Menschen würden sich durch

daſſelbe bekehren und mit Gott verſöhnen laſſen: wäre denn damit das Böſe in ſeinen Wurzeln ausgerottet? Hat denn die evangeliſche Kirche jemals zu lehren gewagt, daß Bekehrte oder Wiedergeborne nicht mehr ſündigen können? Iſt die Welt denn nur außer uns, trägt ſie nicht jeder in ſich ſelbſt, in ſeinem verſuchbaren und verführbaren Herzen? Muß nicht jeder Menſch, ſo weit er ein in Sünden empfangener und geborner, allmälig durch die vorbereitende Gnade zur Wahrheit geführt, und alsdann ebenſo allmälig durch die Mittheilung des heiligen Geiſtes in der Wahrheit vollbereitet werden, ohne jedoch jemals ſtolzer von ſich reden zu dürfen, als der große Wiedergeborne, der Apoſtel Paulus, wenn er ſpricht: „Nicht daß ich's ſchon ergriffen habe, oder ſchon vollkommen ſei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte, nachdem ich von Jeſu Chriſto ergriffen bin“ (Phil. 3, 12).

Das, meine Freunde, iſt der Grund, warum der Herr in der Abſicht, den Wahn völlig niederzuſchlagen, als ob der Kampf mit dem Böſen jemals ein Ende nehmen ſolle auf Erden, ſo entſchieden es ausſpricht: „Meinet ihr, daß ich hergekommen bin, Friede zu bringen auf Erden? Ich ſage nein, ſondern Zwietracht.“ Das iſt der Grund, warum unſer Beruf dahin geht, bei allem Bangen vor den Gefahren dieſes Kampfes für unſer ſchwaches noch unbefeſtigtes Herz, doch denſelben männlich zu ertragen, ihn als einen von Gott verordneten, nothwendigen und unſerm Herzen heilſamen zu erkennen und hinzunehmen, und der fleiſchlichen Meinung zu widerſtehen, als ob nicht ſchnell genug das Herbe und Bittere des eingeſchenkten Kelches an uns vorübergehen könnte? Es iſt eine große Gnade, wenn wir einmal den hellen Einblick in dieſes große Geheimniß der göttlichen Führungen gewonnen haben, daß jede gute und vollkommene Gabe einerſeits uns von Gott geſchenkt, andrerſeits aber eben ſo ſehr von uns im Kampfe erworben ſein muß. Und gewißlich iſt dem alſo. Wie nur Diſteln und Dornen und ſchlechte Gräſer und Kräuter ohne Pflege und Fürſorge am Wege wachſen, um vom Fuße des Wanderers wieder zertreten zu werden, edlere Pflanzen und Gewächſe dagegen ſorgfältig im Garten gezogen und gleichſam im Kampfe mit der Natur

den Unbilden der Witterung und der Jahreszeit abgerungen werden müſſen, dann aber auch im edlen Schmucke der Schönheit Auge und Herz erfreuen — ſo wächst auf dem Acker der menſchlichen Seele nur Gemeines, Sündliches und Verkehrtes in natürlicher Zuchtloſigkeit auf, ein gottgeheiligtes Leben dagegen bildet ſich durch ſtrenge Zucht chriſtlicher Entſagung und im heißen, unaufhörlichen Kampfe mit Fleiſch und Blut, mit Sünde, Welt und Tod, unter den Einwirkungen der göttlichen Gnade.

Und ſo wollen wir denn, meine theuren Freunde, auch die Kämpfe unſerer Zeit nicht anders beurtheilen als unter dieſem Lichte evangeliſcher Wahrheit nach der eigenen Vorherſagung Chriſti. Dazu iſt er gekommen, daß er uns übe und erziehe, erlöſe und heilige im Kampfe bis auf's Blut. Gehorchen wir der Stimme des Herrn, die aus der dunkeln Vergangenheit von Jahrtauſenden in die Gegenwart ſo ernſt zu uns herauftönt, als ſollte ſie zunächſt nur an uns ergehen. Vergeſſen wir nicht, wie viele treue Kämpfer uns voran gegangen ſind, die ſelbſt mit ihrem Herzblute ihren Glauben beſiegelt haben. „Laſſet uns laufen, wie der Apoſtel ſagt, durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet iſt“ (Ebr. 12, 1). Ein vollſtändiger Sieg über das Reich der Finſterniß wird auf dieſer Erde vor dem Ende der Tage freilich nicht errungen werden; aber über dieſer irdiſchen, ſtreitenden, und oft ſcheinbar unterliegenden Kirche ſchwebt in himmliſcher Glorie die ewige, triumphirende, in Herrlichkeit ſtrahlende Gottesgemeinde der Auserwählten, die uns den in Schwachheit Wallenden, aus der Vollendung zuruft das große Wort des großen Apoſtels: „Alles was von Gott geboren überwindet die Welt, und unſer Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwunden hat“ (1 Joh. 5, 4). Amen.

III.

Dritte Adventspredigt.

Chriſti Ausſpruch, daß er gekommen ſei, die Sünder zur Buße zu rufen.

Text; Matth. 9, 10—13.

Und es begab ſich, da er zu Tiſche ſaß im Hauſe; ſiehe, da kamen viele Zöllner und Sünder, und ſaßen zu Tiſche mit Jeſu und ſeinen Jüngern. Da das die Phariſaer ſahen, ſprachen ſie zu ſeinen Jüngern: Warum iſſet euer Meiſter mit den Zöllnern und Sündern? Da das Jeſus hörete, ſprach er zu ihnen: Die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken. Gehet aber hin, und lernet, was das ſei: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit, und nicht am Opfer. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Frommen.

Es wäre mir gar nicht auffallend, wenn Einige unter euch durch den Inhalt meiner letzten Adventspredigt nicht ganz befriedigt wären, ja wenn die Darlegung, daß Jeſus Chriſtus in dieſe Welt gekommen ſei, um einen bis zum Ende der Tage fortdauernden Kampf zu entzünden, für ſie ſelbſt etwas Beunruhigendes hätte. Allein, meine Freunde, wenn einzelne Gemüther hierdurch nicht befriedigt oder gar beunruhigt worden ſind, ſo liegt jedenfalls ein Mißverſtändniß zu Grunde. Wir dürfen nämlich die Aufgabe, welche dem ganzen Menſchengeſchlechte in der Entwicklung des göttlichen Reiches auf Erden geſtellt iſt, mit der Aufgabe, welche der einzelne Menſch nach dem Rathſchluſſe Gottes in ſeinem Reiche zu löſen hat, nicht verwechſeln. In meiner letzten Predigt habe ich die erſtere Aufgabe nach der Vorherſagung des Herrn ſelbſt zu zeichnen, und uns die Stimmung und Geſinnung einzuprägen geſucht, welche wir zum Verſtändniſſe des Entwicklungsganges des göttlichen Reiches nothwendig bedürfen. Heute möchte ich die Aufgabe des einzelnen Chriſten im Reiche Gottes zeichnen und darauf

hinwirken, daß ein jeder von uns erkennen lerne, in wiefern Christus in einer bestimmten, uns alle persönlich angehenden Heilsabsicht in die Welt gekommen ist. Aber gerade in dieser Beziehung sind die verschiedenartigsten und verkehrtesten Vorstellungen unter den Menschen verbreitet. Ziehen wir auch diejenigen nicht in Betracht, welche eine eigenthümliche Heilsabsicht Christi, die er durch sein Kommen jedem einzelnen Menschen zu bethätigen bemüht ist, gar nicht anerkennen wollen: so herrscht leider auch unter denen, welche in Christo eine solche Heilsabsicht erkennen, große Meinungsverschiedenheit. Während die einen die Mittheilung des Heils durch Christum blos als eine Läuterung und Erweiterung der religiösen Erkenntniß und Einsicht betrachten, und von diesem Standpunkte aus sich selbst nicht scheuen, Christum mit den Aufklärern unserer Zeit zusammenzustellen — wollen andere wieder diese Mittheilung blos als eine Stärkung und Belebung der Willenskräfte gelten lassen, so daß Christus durch sein Beispiel und Vorbild als Ideal der Tugend unsere eigene Tugend bildete und stählte. Solche aber, die schon tiefer gehen, und die Mittheilung des Heils als eine übernatürlich gewirkte innere Reinigung des Gemüths und Beruhigung des Gewissens zu erfassen suchen, sind wieder meist darüber im Streite, wie sie sich diesen Vorgang vorzustellen haben. Und auch diejenigen endlich, welche sich an die Zeugnisse der Schrift und an die überlieferten Sätze der alten rechtgläubigen Kirchenlehrer halten, sind doch oftmals mehr an den Buchstaben der hergebrachten Formel gebunden, als in den Geist der Heilswahrheit selbst eingedrungen. Gerade diese in unserer Zeit herrschende Verwirrung in den Gedanken und Vorstellungen der Menschen über einen Gegenstand, der das Heil und die Seligkeit der Menschen so nahe angeht, macht es aber dem Prediger des göttlichen Wortes zur ernsten Pflicht, in diesen Tagen, die der Vorbereitung auf die Feier des zu unserm Heile in das Fleisch gekommenen Sohnes Gottes gewidmet sind, die Gemüther auf die eigentliche und wahre Heilsabsicht Jesu Christi hinzulenken, damit sie aus unsicherem Schwanken zu jener Gewißheit gelangen, deren der Apostel, 2 Tim. 1, 12., sich rühmen durfte, wenn er spricht: „Denn ich weiß, an wen ich

glaube, und bin gewiß, daß er kann mir meine Beilage bewahren, bis an jenen Tag.“ Zu dieser Gewißheit aber kann uns Niemand beſſer verhelfen als der Herr ſelbſt, wenn er in unſerm Texte den beſtimmten Ausſpruch thut, daß er gekommen ſei, die Sünder zur Buße zu rufen. Wir wollen demnach auch dieſe Stunde dazu benützen, um uns darauf aufmerkſam zu machen, wie ſehr es an dem rechten Verſtändniſſe des Ausſpruches Chriſti, daß er gekommen ſei, die Sünder zur Buße zu rufen, unſerer Zeit noch fehle, indem wir zu zeigen ſuchen, daß unſere Zeit 1) ſowohl das rechte Verſtändniß der Sünde, als auch 2) das rechte Verſtändniß der Buße verloren hat.

Du aber, o Vater, öffne uns die Augen unſeres Verſtandes, daß wir recht erkennen, was zu unſerm Heile dient, damit wir nicht länger auf dem Meere unſicherer Meinungen treiben, ſondern einen feſten Halt gewinnen in Dir, o Gott, und dem, den Du geſandt haſt, auf daß wir nicht verloren gehen, ſondern das ewige Leben haben. Amen!

I.

Wenn nach der Erzählung unſeres Textes der Herr bei Veranlaſſung der Berufung des Matthäus zum Apoſtel (wahrſcheinlich in der Wohnung deſſelben) mit „Sündern und Zöllnern“, d. h. mit Leuten aus der niedern, ſittlich verdorbenen Volksklaſſe, mit welcher Matthäus als Zöllner bisher im täglichen Verkehre gelebt hatte, einem Gaſtmale beiwohnte, und auf die Kunde hievon die Phariſäer die verwundernde Frage an die Jünger richteten: „Warum iſſet euer Meiſter mit den Sündern und Zöllnern?“ — ſo müſſen wir zuerſt verſuchen, uns über die Urſache, welche dieſer Frage der Phariſäer zum Grunde lag, Rechenſchaft zu geben. Weßhalb nahmen denn die Phariſäer an dem geſelligen Verkehre Chriſti mit Zöllnern und Sündern Anſtoß? — Ich weiß, meine Freunde, hierauf keine beſſere Antwort, als weil die Phariſäer das rechte Verſtändniß der Sünde nicht hatten, und daß ihnen dieſes fehlte, will ich nun nachzuweiſen ſuchen.

Indem die Phariſäer es dem Herrn zum Vorwurfe machten, daß er eine Einladung zu einem Gaſtmale mit Sündern und Zöllnern angenommen, drückten ſie ſcheinbar damit ihren Abſcheu vor der Sündhaftigkeit und Verdorbenheit der Menſchenklaſſe aus, in deren Nähe ſich der Herr begeben hatte. Wie kann ſich denn, das ungefähr wollten ſie mit ihrer Frage an die Jünger ſagen, wie kann ſich euer Meiſter ſo tief herabwürdigen, mit ſo gemeinen, ſchlechten, verworfenen Menſchen umzugehen, und gar an einem Tiſche mit ihnen zu eſſen und zu trinken, mit Menſchen, wie dieſe Genoſſen und Spießgeſellen des Matthäus ſind. Wie kann er ſeinen guten Ruf ſo ſehr aufs Spiel zu ſetzen wagen. Wie kann er endlich gar ein ſo großer Träumer und Schwärmer ſein zu hoffen, ſolche Menſchen ſeien noch beſſerungsfähig und geſchickt zu einer Erneuerung ihres laſterhaften Wandels.

Nun aber, meine theuren Freunde, iſt ja der Abſcheu vor der Sünde und der Eckel vor dem Böſen immer etwas Gutes und Lobenswerthes, und es ſchiene demnach, daß die Phariſäer diesmal gegen den Herrn im Rechte geweſen wären. Allein bei einigem Nachdenken wird uns alſobald etwas auffallen, was unſere gute Meinung von den Phariſäern bedeutend ſchwächen muß. Wenn wir irgendwo einen ſchwer Erkrankten wiſſen, der darum, weil er an einer anſteckenden Krankheit leidet, auch noch Anderen Gefahr droht — dann, meine Freunde, mag ſich immerhin, ſofern wir vor dieſer Krankheit Abſcheu und Eckel in uns empfinden, in uns etwas dagegen ſträuben, ſelbſt hinzugehen und dem Unglücklichen Hülfe zu leiſten; aber wenn wir nun auch den Arzt tadelten oder über ihn ſpotteten, der mit Verachtung der drohenden Gefahr, ja mit Aufopferung ſeines Lebens zu dem Kranken eilt, um ihn wo möglich zu retten — dann haben wir uns ſelbſt das Urtheil geſprochen, und das Mildeſte, was man von uns ſagen könnte, in einem ſolchen Falle wäre, daß es uns an dem rechten Verſtändniſſe der Krankheit fehle. Und was thun die Phariſäer hier Anders als wir in einem ſolchen Falle thäten? Sie haben die Krankheit dieſer Sünder und Zöllner, ihre ſittliche Verdorbenheit, ihre arge Laſterhaftigkeit, ihren jammervollen Unglauben erkannt; den

aber, der ihnen Rettung bringen, der ihr Arzt werden, und ihre Krankheit heilen will, sehen sie mit verächtlichen Blicken an, und halten ihn für einen Narren und Schwärmer; denn daß sie den Herrn für einen Spießgesellen der Sünder im Ernste gehalten hätten, wie sie ihm einmal vorgeworfen hatten (Matth. 11, 19.), dagegen zeugt ihr beredtes Verstummen, als der Herr sie anfragte: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ (Joh. 8, 46.). Wenn sie aber wirklich die Sünder und Zöllner für unverbesserlich hielten, und der Meinung waren, rohe Lasterhafte müsse man unbekümmert um ihr Seelenheil die Sündenbahn dahinziehen lassen, so verkannten sie damit das Wesen der Sünde auf's Gröbste. Sie verkannten es nicht nur darin, daß sie die Menschen bloß nach den rohen und groben Aeußerungen ihrer Sündhaftigkeit beurtheilten, anstatt nach der inwendigen Wurzel alles Bösen, nach der so tief haftenden bösen Lust (Jac. 1, 24), sondern eben so sehr auch darin, daß sie gar keine Empfänglichkeit für das Gute bei jenen Sündern und Zöllnern voraussetzten, und das innere Licht in der sündigen Menschenseele unbeachtet ließen, auf welches der Herr in seiner Bergpredigt aufmerksam gemacht, und von welchem er, nicht in Bezug auf Lasterhafte, sondern auf Selbstgerechte gesagt hat: „Wenn das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein?“ (Matth. 6, 23.)

Und, meine Freunde, hier liegt eine nicht kleine Gefahr auch für uns in unserer Zeit, des rechten Verständnisses der Sünde verlustig zu werden. Manchen von uns fehlt es in unserer Zeit an dem Abscheu und dem Ekel vor den groben Ausbrüchen der Sünde, denen wir täglich begegnen, gerade nicht. Wir hüten uns in unserm eigenen Leben vor ähnlichen Fehlern und Lastern ängstlich; wir meiden die verdorbene Welt, und halten es für Pflicht, weltlichen Freuden und Genüssen, die unserm Seelenleben gefährlich werden könnten, zu entfliehen. Wer wollte das nicht loben, meine Freunde, wenn wir die Gefahr der Versuchung, die für uns in der Welt liegt, aus Erfahrung erkannt haben! Aber wenn wir nun die groben und rohen Sünder darum weil sie in den Strom des Sündenlebens hineingerathen und davon fortgerissen worden sind, für unverbesserlich

halten; wenn wir uns zu der Annahme verleiten laſſen, wir und die mit uns ſich zurückgezogen haben, ſeien die Reinen und Auserwählten, jene dagegen, die in ihren Lüſten unbekehrt dahinleben, die von Gott verſtoßenen Bekehrungsunfähigen; wenn wir auch nur einen verächtlichen Blick nach den der Sünde preisgegebenen Maſſen thun, darum weil Gottes Gnade noch keine ſichtbaren Wirkungen unter ihnen hervorgebracht hat — ſo legen wir damit an den Tag, daß es uns an dem rechten Verſtändniſſe der Sünde überhaupt fehlt. Wir faſſen in dieſem Falle die Sünde äußerlich, oberflächlich, ohne Ernſt und Tiefe. Wir verabſcheuen an ihr, was in die Augen fällt, und gegen das, was man nicht gewahr wird von ihr, ſind wir nachſichtig und blind. Wir vergeſſen, daß gerade in rohen, und ſelbſt laſterhaften Menſchen manchmal das Gewiſſen zuletzt ſtärker und nachdrücklicher ſeine Stimme erhebt, die Sehnſucht nach Erlöſung aus der Knechtſchaft des Böſen lebhafter ſich einſtellt, die heißen ſchmerzvollen Reueſtunden dringender ſich ankündigen, als bei denen, welche ihre Seelen mit dem trügeriſchen Scheine eines gerechten und gottwohlgefälligen Lebens und Wandels eingeſchläfert und ſelbſtzufrieden gemacht haben.

Eben darum aber iſt es eine für uns ſo bemerkenswerthe Erſcheinung, daß die Phariſäer, die dem Anſchein nach einen ſo großen Abſcheu vor den Sünden der unbekehrten Menge an den Tag legten, es im Grunde mit der Sünde, d. h. mit ihrer eigenen Sündhaftigkeit, ſo erſtaunlich leicht nahmen. Wir entnehmen das nicht nur aus der ganzen Parteiſtellung, die ſie gegen Jeſum einnahmen, ſondern auch aus einzelnen ſchlagenden Beiſpielen. Wenn z. B. dort im Tempel beim Gebet, das ein Phariſäer in Gegenwart eines Zöllners verrichtet, der Phariſäer ſelbſtgefällig ſagt: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieſer Zöllner“ (Luc. 18, 11 ff.); wenn die Phariſäer, von Jeſu aufgefordert, ſich über die Bedeutung der Taufe des Johannes zu erklären, entgegnen müſſen: „Wir wiſſen nicht, ob ſie vom Himmel war oder von den Menſchen“ (Matth. 21, 25 ff.); wenn ſie, wie Jeſus ihnen vorwirft, die Becher und Schüſſeln nur aus

wendig rein hielten, während sie inwendig voll Raubes und Fraßes waren (Matth. 23, 26); wenn sie endlich, wie in unserm heutigen Texte, mit tiefer Verachtung auf den Herrn selbst, weil er mit Sündern und Zöllnern, verkehrte, herabblickten, sich selbst aber ohne Zweifel für fromm und gerecht hielten — so bewiesen sie in allen diesen Fällen, daß sie kein tieferes Verständniß von der Sünde hatten, und während sie es damit schwer zu nehmen schienen, es eigentlich damit kinderleicht nahmen.

Und das, meine Freunde, ist die eigentliche Grundsünde unserer Zeit, daß sie es mit der Sünde — ächt pharisäisch — leicht nimmt. Wir haben uns daran gewöhnt, nur Sünden, aber nicht die Sünde mehr gelten zu lassen, nur Fehler und Laster, aber nicht die Quelle aller Fehler und Laster. Seit die Lehre aufgekommen ist und schallenden Beifall bei den Kindern der Zeit gefunden hat, daß der Mensch von Natur eigentlich gut, oder wenigstens doch nicht böse, sondern unschuldig und für gute und böse Eindrücke gleich empfänglich sei, ist uns das rechte Verständniß der Sünde immer mehr verloren gegangen, ja die Zeit hat den Faden verloren, an dem sie aus der geistigen und sittlichen Verwirrung, in die sie sich gestürzt hat, den Ausweg wieder finden könnte. Ich will nicht bestreiten, daß in der evangelischen Kirche vom Anfange ihrer Entstehung an Irrthümer über das wahre Wesen der Sünde verbreitet worden sind; daß einzelne Schriftstellen, aus dem Zusammenhange gerissen, mit Unrecht dahin mißverstanden worden sind, als wäre dem Menschen nach dem Sündenfalle alle Erkenntniß Gottes und alle Befähigung zum Guten entschwunden; daß man absichtlich andere Schriftstellen übersehen oder beseitigt hat, in denen selbst bei den Heiden, wie Röm. 1, 19 ff., die Mittheilung einer Offenbarung Gottes anerkannt wird; aber damit sind diejenigen nicht im Geringsten gerechtfertiget, welche in den weit schlimmern entgegengesetzten Irrthum verfallend, aus der Sünde eine Kleinigkeit machen, die Gewissen der Menschen abstumpfen, die Pflicht der Selbsterkenntniß und Selbstprüfung verachten, und damit der Sittlichkeit, ohne welche weder Volk noch Staat, weder Gemeinde noch Familie einen Augenblick

recht zuſammenhalten kann, Boden und Halt nehmen. Weil die Phariſäer es mit der Sünde leicht nahmen, darum erkannten ſie weder das Grundverderben ihrer Zeit, noch verſtanden ſie das Wort des Herrn in unſerm Texte, „daß er gekommen ſei, die Sünder zur Buße zu rufen“. In der allgemeinen Verwirrung und Auflöſung, in der ſittlichen Verwilderung und geiſtigen Zügelloſigkeit, welche den Charakter der damaligen Zeit ganz ähnlich dem Charakter der unſrigen bildete, ſahen ſie ein Ereigniß, zu deſſen Erklärung das Zuſammentreffen von zufälligen äußern Umſtänden ihnen hinreichend erſchien, und von einem abermaligen Zuſammentreffen von äußern Umſtänden, von der bürgerlichen und nationalen Erhebung des jüdiſchen Volks, erwarteten ſie den Tag des Heils. Iſt damit aber die Stimmung und Geiſtesrichtung unſerer eigenen Zeit nicht deutlich gezeichnet? Wie ſcheuen wir uns doch, dem Uebel, das uns drückt und beinahe erdrückt, auf den Grund zu gehen, im öffentlichen Leben gerade ſo wie im Stillleben unſerer Wohnungen und Herzen! „Die Zeit iſt ſchlimm, die Gefahr groß, das Elend ſchreiend, die Geſetzloſigkeit im Zunehmen, die Gottloſigkeit unverhüllt, es kann nicht mehr länger ſo gehen“: das ſind Urtheile, denen man alle Tage begegnet, und die mit der größten Unbefangenheit ausgeſprochen werden. „Aber, ſetzen wir dann gewöhnlich mit derſelben Unbefangenheit hinzu: „die Umſtände ſind auch darnach“. Und überall ſuchen wir die Wurzel des Uebels eher als da, wo ſie wirklich liegt. Wir erklären uns das wachſende Verderben aus den veralteten Staatsformen, aus dem Egoismus der Reichen, aus den verkehrten Maßregeln der Regierungen, aus der raſchen Zunahme der Bevölkerungen, und, je nach der bürgerlichen Parteiſtellung, die wir einnehmen, halten wir es auch für eine Frucht des Deſpotismus oder für eine Wirkung der den Völkern geſchenkten Freiheit — aber wie ungern vergegenwärtigen wir uns das Wort des Apoſtels: „So wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns“ (1 Joh. 1, 8), und das noch ältere Wort des Propheten, der ſo tief erkannt hatte, warum ſein Volk zu Grunde gegangen war: „Wir ſind alleſammt wie die

Unreinen, und alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid. Wir ſind alle verwelket wie die Blätter, und unſere Sünden führen uns dahin wie ein Wind“ (Jeſ. 64, 6). Unſere Zeit iſt ſo weiſe, ſo ſcharfſichtig, ſo reich an Entdeckungen und Hervorbringungen auf dem Gebiete, das der irdiſchen und vergänglichen Welt angehört — und doch wieder ſo unzugänglich, ſo blind, ſo verlaſſen von geiſtiger und ſittlicher Seher- und Schöpferkraft, da wo es ſich um das Heil der Seele, um den Frieden des Herzens, um die ewigen, himmliſchen Güter handelt. Das Alles nur darum, weil wir es nicht wiſſen oder nicht mehr wiſſen wollen, daß wir arme Sünder ſind, nach unſerer natürlichen Entſtehung und Beſchaffenheit unter der Knechtſchaft der böſen Luſt gefangen und den Einwirkungen des ſittlichen Verderbens blosgeſtellt; daß wir nach dieſer unſerer angebornen böſen Art das Gute nothwendigerweiſe haſſen und das Böſe lieben müſſen, obwohl wir dabei innerlich unbefriedigt und unſelig bleiben, weil unſer Gewiſſen uns über die Sünde ſtraft und dieſelbe uns zurechnet. Weil wir das nicht mehr wiſſen oder doch nicht wiſſen wollen, darum decken wir das Grundübel unſerer Zeit weder in Andern noch in uns auf, ſondern gleiten darüber leicht und loſe hinweg. Darum verſtehen wir den Ausſpruch Chriſti gar nicht mehr: er ſei gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen. Darum wird es endlich nicht beſſer mit uns, ſondern nur immer ſchlimmer; denn es ergeht uns wie einem Kranken, der zwar den Arzt braucht, aber einen Arzt, dem der richtige Blick in die Krankheit fehlt, der mithin Arzneien verordnet, die, weil ſie auf den Krankheitszuſtand nicht paſſen, ihn eher ſteigern als mildern.

II.

Weil aber unſerer Zeit das rechte Verſtändniß der Sünde verloren gegangen iſt: darum iſt ihr auch das rechte Verſtändniß der Buße verloren gegangen; weil ſie es nicht mehr verſteht, daß Jeſus Chriſtus in eine Welt von Sündern gekommen iſt, darum verſteht ſie es auch nicht, daß er gekommen iſt, uns zur Buße zu rufen; denn die Erkenntniß der Sünde und das Verlangen nach

Buße hangen aufs engſte zuſammen. Wer ſeine Sünde erkannt hat, dem kann es keinen Augenblick verborgen bleiben, daß ſie es iſt, die nicht nur eine ſchwere Schuld auf ſeine Vergangenheit gewälzt hat, ſondern auch wie ein Riegel vor den Frieden und das Heil ſeiner Zukunft ſich hinſtellt. So lange ihn die Schuld noch drückt, hat er keine Ruhe, ſo lange er den Riegel noch fühlt, keine Hoffnung auf Erlöſung aus dem Gefängniß. Darum iſt es das erſte, natürlichſte Anliegen jedes zur Erkenntniß der Sünde fortgeſchrittenen Menſchen, daß er von der Schuld ledig, erlöst werden, aus der Knechtſchaft errettet, befreit werden will. Allein, meine Freunde, hier führt uns unſer Text eben auf den unſeligen Zuſammenhang zurück, der ſchon bei den Phariſäern zwiſchen der Verkennung des wahren Weſens der Sünde und der Verkennung des wahren Weſens der Buße ſo unverkennbar hervortritt. An eine wahre ſittliche Wiedergeburt, an eine durchgreifende religiöſe Erhebung des ſo tief heruntergekommenen Volkes glaubten die Phariſäer nicht, ſie verhöhnten und haßten Chriſtum vielmehr darum als Schwärmer, weil ſeine Hingebung für das arme, in Schande und Laſter verſunkene Volk, ſeinen ernſten und heiligen Willen beurkundete, dem Volke zu einer ſittlichen Wiedergeburt und religiöſen Erhebung zu verhelfen; dagegen waren ſie allerdings der Meinung, daß man das Volk, etwa ſo wie ein wildes, ausgelaſſenes Pferd, im Gebiß und Zügel halten müſſe, und ſie unterließen ihrerſeits nichts, um durch Geſetze, Vorſchriften, Verordnungen und Verfügungen aller Art, durch die ausgedehnteſte ins Kleinlichſte geregelte Sittenpolizei, dem Volke jede freiere ſittliche und geiſtige Bewegung unmöglich zu machen. Mit den argen Sündern und Weltmenſchen eſſen und trinken: das erſchien ihnen als ein Greuel. Aber ihnen die geſetzliche Gerechtigkeit, wie ſie ſich, ſeitdem der lebendige Mund der Propheten verſtummt war, in aller Breite und Fülle der Schulgelehrſamkeit entfaltet hatte, auferlegen, den Opfer- und Tempeldienſt zur religiöſen Hauptpflicht machen — das hielten ſie für ihre Hirten-, Prieſter- und Lehreraufgabe. Damit aber, meine Freunde, forderten ſie alles — nur nicht wahre Buße. Die Buße iſt innere Löſung von

begangener Schuld, sittliche Befreiung von der fesselnden Macht der Sünde. Opfer- und Gesetzesdienst dagegen war damals und ist jetzt nichts mehr als äußere gezwungene Befolgung vorgeschriebener kirchlicher Regeln, als Unterordnung unter die herrschende religiöse Volkssitte. Hatte schon Jesajas zu einer Zeit, wo das religiöse Leben unter den Juden bei weitem nicht so sehr erstorben war, wie zur Zeit Christi, ausgerufen: „Was soll mir die Menge eurer Opfer, spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widdern und des Fetten von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke“ (Jes. 1, 11): wie viel ertödtender mußte dieser Dienst Jahrhunderte später geworden sein! Darum ruft der Herr zunächst den Pharisäern zu: „Gehet hin und lernet was das sei: Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit, und nicht am Opfer“.

Allein, meine Freunde, sind wir in unsern Tagen nicht wieder in den ganz gleichen Fehler verfallen, wenn wir auf eine sittliche Wiedergeburt und religiöse Erhebung des Volkes zu Gott verzichtend, oftmals nur das beklagen, daß die straffen Bande gesetzlicher Zucht sich immer mehr lösen, und der Gehorsam gegen die äußern Vorschriften der Religion immer mehr schwinde. Nicht etwa, meine Freunde, daß ich der Meinung wäre, das Wort Jethros an Mose (2 Mos. 18, 20): „Stelle ihnen Rechte und Gesetze, daß du sie lehrest den Weg, darin sie wandeln, und die Werke, die sie thun sollen“, habe für unsere Zeit alle Bedeutung verloren; oder daß ich es einen Augenblick vergessen möchte, wie Jesus Christus die Meinung, er sei gekommen, Gesetz und Propheten aufzulösen, als einen Wahn erklärt hat (Matth. 5, 17). Durch das Gesetz kommt ja Erkenntniß der Sünde (Röm. 3, 20), und eben darum, weil der Glaube an den Sohn Gottes nur da möglich ist, wo Erkenntniß der Sünde vorangegangen ist, hatte der Apostel volles Recht zu sagen: „Wie, heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne, sondern wir richten das Gesetz auf“ (Röm. 3, 31). Was aber grundverkehrt und im vollen Widerspruche mit dem rechten

Verständniſſe einer chriſtlichen Bußzucht iſt, das iſt die Annahme, es könne durch blos geſetzliche Einrichtungen, durch bloße Gewiſſenspeinigung, durch unaufhörliche Zuſprache und ſtrenge Abſonderung von der großen Maſſe der Sünder eine wirkliche innere Beſſerung, ein erfriſchendes Gefühl der Verſöhnung mit Gott, eine Gewißheit des Friedens und der Freiheit von Sünde und Schuld erlangt werden. Das iſt immer noch der alte phariſäiſche Irrthum, den auch manche um ihr Seelenheil treu beſorgte Chriſten nicht los werden können, daß man mit ſelbſterwählten Opfern, mit einem ſelbſtgemachten Werkdienſte den Himmel gleichſam verſöhnen und dergeſtalt ſelbſt büßen müſſe, was man gegen Gott geſündigt habe oder noch täglich ſündige. Nein! meine Freunde, dieſe Zeit geſetzlicher Vorbereitung und Zurüſtung iſt vorüber. Schon in Jeſu Tagen war ſie vorüber, und wenn das Chriſtenthum unter der Herrſchaft der römiſchen Kirche noch einmal eine Geſetzesperiode durchgelebt hat, ſo hat dies Gott um der Herzenshärtigkeit der Menſchen willen zugelaſſen, aber auch bei Zeiten dafür geſorgt, daß die ſelbſtgemachten Geſetzestafeln wieder zerbrochen, und der lebendige Hauch der evangeliſchen Freiheit wieder über die Gefilde ſeines Reiches verbreitet worden iſt. Jeſus Chriſtus iſt nicht als ein Geſetzesmann, als ein zweiter Moſe mit eiſerner Hand unter die Menſchen ſeiner Zeit getreten, ſondern als ein Barmherzigkeit übender Sünderfreund, und ſo tritt er auch in den Tagen der Gegenwart nicht mit dem Anſpruche auf, daß die Völker wieder in überwundene Formen, in ſtarre Bande religiöſer oder ſittlicher Gewalten eingezwängt werden ſollen, ſondern er will durch Gottes Barmherzigkeit und Gnade unſre Herzen erlöſen und erretten, wie er durch Barmherzigkeit und Gnade das Herz jener Sünder und Zöllner hat erlöſen und retten wollen.

Barmherzigkeit thut uns aber Noth; denn eine ſchwere Schuld liegt auf uns. Der Wurmfraß der Selbſtſucht hat unſere edelſten Blüthen zernagt, die Kraft und Geſundheit unſeres ſittlichen Lebens iſt durch Hochmuth und Sinnengenuß gebrochen, im irdiſchen Trei-

ben iſt unſer Denken und Trachten zerſplittert, unſere Gebete ſind lau und kalt, unſerer Liebe fehlt die Weihe von oben, Formendienſt ſtatt Gottesdienſt, Namen ſtatt Sachen und gleißender Schein ſtatt herzſtärkender Wahrheit: da bedarf es eines von Gott bewirkten religiöſen Umſchwungs, einer von oben ſtammenden ſittlichen Erregung, damit es beſſer mit uns werde. Wir ahnen, wir fühlen es, daß die menſchlich-geſetzliche Frömmigkeit uns nicht mehr durchhilft, daß die Geſetzesbuße noch nicht die uns nothwendige Heilsbuße iſt, daß der neuen Zeit auch eine neue Offenbarung chriſtlicher Erbarmung und Erhebung im Schooße liegt; — und dabei verirren wir uns dennoch mit unſern Ahnungen und Hoffnungen leider nur wieder in neue noch gefährlichere Irrbahnen. Geiſt, ſtatt Geſetz! rufen jetzt viele Kinder der Zeit. Man müſſe die Geſetzestafeln für immer zerſchlagen, die frommen Regeln verwerfen, das Chriſtenthum ſeiner hergebrachten Formen gänzlich entkleiden, und in eine Religion des reinen Geiſtes verwandeln — das ſei die rechte Buße, die aus dem rechten Erbarmen gegen unſere Zeit entſpringe, ohne welche uns nicht geholfen werden könne. Ach, meine Freunde, wie fehlt es auch ſolchen Aeußerungen doch ſo ſehr am rechten Verſtändniſſe der Buße! Der Geiſt ſoll uns aufhelfen — aber was für ein Geiſt? Der Apoſtel Johannes ſchreibt: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geiſt, ſondern prüfet die Geiſter, ob ſie von Gott ſind“ (1 Joh. 4, 1), und es war auch ein Geiſt, der zuweilen über Saul kam (1 Sam. 16, 14), aber ein böſer Geiſt. Sollte etwa mit jenem Geiſte, von dem man alles Heil erwartet, der Geiſt unſerer Zeit, unſer eigener Geiſt gemeint ſein — dann, meine Freunde, haben wir doch gewiß Beweiſe genug in den Händen, daß dieſer kein rechter Bußgeiſt ſein kann; denn, ſeit derſelbe regiert, haben wir ja die Luſt an Bekehrung, Buße, Wiedergeburt und gründlicher Erneuerung immer mehr verloren. Jeſus Chriſtus iſt gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen; aber er hat ſie nicht auf ihren Geiſt, d. h. auf ihre eigene geiſtige Kraft und Tüchtigkeit verwieſen, ſondern auf die Barmherzigkeit Gottes, der in ihm ſeine Liebe geoffenbaret, und durch ihn

der Welt sie mitzutheilen beschlossen hatte. Und damit ist uns auch der einzige rechte Weg für die rechte Buße gezeigt. Wir selbst können für uns nicht abbüßen; denn abgesehen von den Sünden der Vergangenheit mehren wir unsere Sündenzahl ja täglich — wie wollte da Friede und Freudigkeit und Vertrauen und Muth in unser Herz kommen, wenn wir alle Tage wieder durch eigenes Verdienst gut machen müßten, was wir durch eigene Sündhaftigkeit schlecht machen? Aber die in Christo Jesu erschienene göttliche Barmherzigkeit hüllt unsere Sünden in ihren Gnadenreichthum ein, und theilt uns mit, was wir durch eigene Schuld verloren haben. Christus ruft uns Sünder zur Buße, d. h. er ruft uns zu sich, damit wir in ihm haben und sind, was wir aus uns nie besitzen und werden können. Sein Geist ist wie der rechte Liebes- so auch der rechte Bußgeist; denn die wahre Buße hat ihre Wurzeln in dem Grunde der allerbarmenden göttlichen Liebe. An Liebe ist unsere Zeit arm geworden, weil sie die unversiegliche Brunnquelle der göttlichen Liebesoffenbarung verschmäht hat, und weil sie an Liebe arm geworden ist, so ist sie desto reicher geworden an Zerwürfniß und blindem Haß, an Zertrennung und heimlichem Jammer. Soll sie wiedergeboren werden und sich erheben aus ihren Drangsalen und Mühen, diese Zeit namenloser Unruhe und Angst, so kann das nur geschehen, wenn sie ihre Arme den Quellen der göttlichen Liebe wieder öffnet, und erkennt, daß das Evangelium Jesu Christi, das Evangelium der Buße und des Glaubens, der allein beseligenden Gotteskraft ist. Die Völker und die Fürsten müssen die stolzen Kniee wieder beugen lernen vor dem Kindlein in der Krippe, und jeder Einzelne für sich muß den Weg selbsterwählter Gerechtigkeit verlassen, und dem Sterne folgen, den der König des Himmels selbst angezündet hat, damit er Völkern und Menschen durch die verworrene Nacht des in Sünde begrabenen irdischen Lebens leuchte. Dann wird das neue Zeitalter anbrechen, von dem prophetische Stimmen in unsern Tagen geweissagt haben, daß in demselben die Liebe und nicht mehr der Glaube der Magnet sein werde, der die Geister

ſammelt und bindet, die Liebe, die in dem Glauben Wurzel ſchlägt, und doch auch wieder als Krone hoch über ihn emporragt, ſie, die Mutter und das Kind der Buße, zu der uns der Herr gerufen hat, und noch täglich ruft. O, du heiliger Zug der ewigen Liebe, daß du nicht vergebens unſere Herzen heute berührt hätteſt. Barmherziger Hirte, du Freund der Sünder, erbarme dich aller Sünder: der Verirrten und der Verlangenden, der Suchenden und der Ahnenden, der Zweifelnden und der Harrenden. Wir ſind dein! o! werde auch du unſer, Amen.

IV.

Vierte Adventspredigt.

Das Bekenntniß Christi daß er gekommen sei, der Welt die Wahrheit zu offenbaren.

Text: Joh. 18, 37 u. 38.

Da sprach Pilatus zu ihm: So bist du dennoch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren, und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. — Spricht Pilatus zu ihm: Was ist Wahrheit? Und da er das gesagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und spricht zu ihnen: Ich finde keine Schuld an ihm.

Nicht unmöglich, daß in diesem Augenblick dieser oder jener von euch bei sich selbst sagte: „Du hast uns in deiner letzten Predigt mit unserer Zeitverwirrung, unseren Aengsten und Nöthen, unsern Hoffnungen und Herzenswünschen auf Jesum Christum verwiesen, und deutlich zu verstehen gegeben, nur er sei der rechte Arzt, der unsere Krankheit heilen könne: wie beweisest du aber solches und was hast du für bestimmte, überzeugende Gründe, daß das Heil nur und einzig und allein in Christo zu finden sei“? Ich habe bis dahin allerdings vorausgesetzt, wir seien alle darin einverstanden, daß Jesus Christus Gottes Sohn, unser Herr und Heiland, der Welterlöser sei, und es komme nur darauf an, uns die Thatsache, daß er das ist, in dieser Adventszeit aufs Neue einzuprägen, seinen verblichenen Namenszug hie und da in einem ihm entfremdeten Herzen gleichsam wieder aufzufrischen, an die segensreichen Wirkungen seines Kommens in die Welt wieder in lebendiger Schilderung zu erinnern. Allein, meine Freunde, so berechtigt zu einer solchen Voraussetzung der Diener am göttlichen Worte, der zu Christen redet, auch sein mag — er darf nie ver-

geſſen, daß er zu ſolchen Chriſten redet, die erſt noch „wachſen ſollen in allen Stücken an dem der das Haupt iſt, Chriſtus“ (Eph. 4, 15), „die zunehmen ſollen in der Gnade und Erkenntniß unſers Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti“ (2 Petr. 3, 18), und darum wird er auch immer bereit ſein Rechenſchaft abzulegen Jedermann von dem Glauben, den er verkündiget. Er wird dies um ſo eher thun, als der Herr mit ſeinem eigenen Beiſpiele in einem weit ſchwierigeren Falle uns vorangegangen iſt. Denn als er in den letzten Tagen ſeines Lebens von dem römiſchen Landpfleger Pilatus verhört wurde, und dieſer Rechenſchaft von ihm über ſeine Perſon und ſeinen Lebensberuf forderte, verweigerte der Herr, obwohl Pilatus ein Heide war und für das Evangelium wenig Empfänglichkeit zeigte, dieſe Rechenſchaft dennoch nicht, ſondern erklärte ſich in einem offenen Bekenntniſſe als ein König der Wahrheit, dazu geboren und in die Welt gekommen, um die Wahrheit zu bezeugen. Wenn aber der Herr in dieſem Falle auf die bisherigen vereinzelten Aeußerungen ſeiner göttlichen Lehr- und Lebensthätigkeit ſich nicht einließ, und auch keinen beſondern Zweck ſeines Kommens in die Welt angab, ſondern ſich auf das allgemeine Bekenntniß beſchränkte, er ſei gekommen, um die Wahrheit zu bezeugen: ſo wollte er eben damit das Allumfaſſendſte, das, worauf alle vereinzelten Thätigkeiten und Zwecke ſeines Kommens ruhen, von ſich ausſagen. Darum iſt dieſes Bekenntniß Jeſu auch für uns die umfaſſendſte Begründung ſeiner Heilsabſichten mit uns und ſeines Erlöſerwerkes. Iſt er gekommen, der Welt die Wahrheit zu offenbaren, ſo hat er das Höchſte und Größte gethan, was überhaupt in der Welt geſchehen konnte; denn was wollte es noch Höheres und Größeres geben, als die Offenbarung der Wahrheit? Sind wir daher noch unſicher und ſchwankend in unſeren Vorſtellungen von Chriſto, fehlt es uns noch an der feſten und unerſchütterlichen Heilsgewißheit, ſuchen wir noch nach Stützen für unſeren Glauben an den ins Fleiſch gekommenen Sohn Gottes, ſind wir, mit einem Worte, von der Zweifelſucht, der Gewiſſensunruhe, der religiöſen Unſicherheit unſerer Zeit, deren Kinder wir ſind, noch nicht recht erlöst — ſo können wir nichts Heilſameres

dagegen thun, als dem Bekenntniſſe unſers Herrn in unſerm heutigen Texte Ohr und Herz zuzuwenden; denn wenn wir einmal das erkannt und ergriffen haben, was der Herr hier von ſich bekennt, dann iſt es gewiß auch keinem Zweifel, keiner Anfechtung, keinem Angriffe des Unglaubens mehr möglich, uns in unſerm Glauben an den Heiland zu erſchüttern. Aus eben dieſem Grunde aber, weil es unſerer Zeit noch ſo ſehr an einer unerſchütterlichen Heilsgewißheit und unwandelbaren Ueberzeugung von Chriſto fehlt: wollen wir es uns beſonders angelegen ſein laſſen, uns heute an dieſem letzten Adventsſonntage auf das Bekenntniß Chriſti, daß er dazu geboren und in die Welt gekommen ſei, um die Wahrheit zu offenbaren, noch recht feſt zu gründen, indem wir zweierlei daraus für uns entnehmen:

1) daß Chriſtus der Welt die Wahrheit wirklich geoffenbaret hat;
2) daß dieſe Offenbarung nur denen zum Heile dient, welche ſich dieſelbe zueignen.

O Herr, laß heute keinen von uns von dem Worte deiner Wahrheit ungetröſtet hinweggehen. Oeffne unſere Herzen deiner Predigt, und befeſtige uns aufs Neue in dem heilbringenden Grunde, außer dem kein anderer gelegt werden kann, damit das heilige Weihnachtsfeſt, das wir morgen miteinander feiern, ein für Zeit und Ewigkeit geſegnetes an dieſer Gemeinde werden möge. Amen.

I.

Darüber, daß Jeſus Chriſtus vor dem Landpfleger Pilatus das entſchiedene Bekenntniß ablegt, er ſei in die Welt gekommen, um die Wahrheit zu zeugen, d. h. zu offenbaren, kann nicht der mindeſte Zweifel obwalten, zumal überdies der Herr auch mit andern Worten daſſelbe geſagt hat, wenn er ſich z. B. „den Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh. 14, 6) nennt, ſowie auch der Evangeliſt Johannes „ſeine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes Gottes als eine Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit“ bezeichnet (Joh. 1, 14). Einzig und allein darüber können ſich verſchiedene Vorſtellungen ge-

bildet haben, was denn die Offenbarung der Wahrheit durch Chriſtum eigentlich ſei, und was wir unter derſelben zu verſtehen haben. Die gewöhnlichſte Erklärung, welche man von derſelben giebt, iſt die, daß Jeſus Chriſtus die Wahrheit durch ſeine Lehre geoffenbart habe, daß er durch das Zeugniß ſeines Mundes ein Wahrheitszeuge geworden ſei. Geradezu unrichtig iſt auch dieſe Erklärung nicht. Wenn der Herr zu den Phariſäern ſpricht: „Ich aber, weil ich die Wahrheit ſage, ſo glaubet ihr mir nicht“ (Joh. 8, 45), ſo bezeugt er damit, daß er ein Lehrer der Wahrheit geweſen ſei, und auch die Jünger nannten ihn ja einen „Lehrer von Gott gekommen“ (Joh. 3, 2). Allerdings war es ſein Beruf, zunächſt der Welt die wahre Erkenntniß von Gott und dem ewigen Leben zu eröffnen, die Wahrheiten, ohne welche unſere religiöſe Erkenntniß und unſer ſittliche Sinn roh und unausgebildet bleiben müßten, auszuſprechen und dem menſchlichen Herzen einzuprägen, zur möglichſt reinen Selbſt- und Gotteserkenntniß Allen zu verhelfen. Aber in dieſer Beziehung könnte man jedenfalls nicht von ihm ſagen, daß er die Wahrheit zuerſt geoffenbaret habe. Religiöſe Wahrheiten waren nicht nur theilweiſe ſelbſt unter den Heiden vor Chriſto verbreitet, unter allen Völkern der Erde in die verborgene Tafel des Gewiſſens mit dem Griffel der göttlichen Allgegenwärtigkeit eingegraben, ſondern Gott hatte auch ſein Geſetz und ſeine Gebote dem Volke der Juden noch ganz beſonders geoffenbaret. Daß Gott der Heilige und Allgütige, ein Richter der Böſen, ein Vater der Gerechten ſei, daß er nicht nur eines Volkes Gott, ſondern ein Herrſcher über alle Völker und ein Gott aller Götter auf ſeinem erhabenen Stuhle throne, daß alle Menſchen im Grunde Brüder und ſich gegenſeitige thätige Liebe ſchuldig ſeien, daß die rechte Frömmigkeit in innerem Herzensdienſte, in Glauben, und nicht in äußerem Lippen- oder Werkdienſte, in Geſetzlichkeit, beſtehe — das ſind Wahrheiten, welche im alten Bunde mehr vereinzelt, weniger klar und durchgreifend, als im neuen, aber doch oft und verſtändlich genug ausgeſprochen ſind. Hätte Chriſtus nichts Anderes gethan, als, wie Manche in unſerer Zeit dafür halten, dieſe Wahrheiten nur in ein

vortrefflicheres Licht gestellt, sie in ein helleres Bewußtsein erhoben, und in das Völkerleben kräftiger eingeführt, als sie bisher darin lebten — so müßte es doch nicht wenig befremden, wenn er darum allein in einem so hohen Gefühle übernatürlicher Würde vor dem heidnischen Beamten sich einen König der Wahrheit genannt, und die Offenbarung der höchsten Wahrheit als seinen eigentlichen und einzigen Lebensberuf bezeichnet hatte.

Wenn ich darum gesagt habe: es sei nicht geradezu unrichtig das Bekenntniß Jesu in unserem Texte von der Mittheilung seiner wahrhaftigen Lehre zu verstehen, weil er gewiß nie etwas Anderes als religiöse Wahrheit gelehrt hat, so ist diese Erklärung doch ungenügend und nicht im Geringsten erschöpfend. Immer, und immer nur in Christo den Lehrer zu sehen, ist freilich eine mangelhafte Eigenthümlichkeit unserer Zeit. Weil wir das Verständniß der Sünde verloren haben, wie ich in meiner letzten Predigt nachwies, dagegen erkennen, daß des Irrthums viel unter uns ist, so möchten wir uns wohl gern von Jesu belehren lassen, immer jedoch mit dem Vorbehalte, daß wir es zuweilen auch besser als er selbst wissen dürften. Wahrheiten nehmen wir gern von ihm an, nur ihn nicht als die Wahrheit. Hat er aber nur Wahrheiten gelehrt auf Erden, so steht er auf einer Linie mit hundert Andern, die das vor ihm und nach ihm auch gethan haben, so ist es möglich, daß auch wir noch neue Wahrheiten hinzu entdecken, und sein Königthum der Wahrheit leidet dann Gefahr, seines Glanzes und seiner Krone schmählich beraubt zu werden.

Darum, meine Freunde, sind Andere auch schon weiter gegangen und haben das Zeugenamt der Wahrheit auf Christi ganzes Leben, zumal auch auf sein Leiden und seinen blutigen Tod am Stamme des Kreuzes ausgedehnt. In diesem Sinne nennt ihn ja sein Lieblingsjünger Johannes „den treuen Zeugen, und Erstgebornen von den Todten, und einen Fürsten der Könige auf Erden, der uns geliebet hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut“ (Offenb. 1, 5). Und in der That, meine Freunde, wäre es eine beschränkte Ansicht, zu meinen, nur im Worte lasse die Wahrheit sich offenbaren. Viel-

mehr iſt das Wort ein ſehr zweideutiges Werkzeug der Wahrheitsoffenbarung, ſo lange die Bezeugung durch die lebendige That und das geſammte Leben deſſen, der mit Worten Zeugniß ablegt, nicht hinzukommt. Nicht mit Unrecht fordert z. B. die Gemeinde von dem Manne, der ihr die chriſtliche Wahrheit verkündet, wenn ſie ihm rechten Glauben ſchenken ſolle, daß er in ſeinem eigenen Leben von dem was er predigt Zeugniß ablege. Und könnten wir uns Jeſum Chriſtum nur einen Augenblick als Heiland der Welt denken, wenn ſein Leben mit ſeiner Rede im Widerſpruch geſtanden, wenn er die Wahrheiten, die er lehrte, nur als richtige Denkweiſen inne gehabt, aber nicht in gottgefälliger Lebensweiſe dargelegt hätte? Ja werden wir irgend einem Menſchen Glauben ſchenken in einer Lehre oder Meinung, deren Grundloſigkeit oder Schädlichkeit ſich in ſeinem eigenen Leben deutlich bewährt hat?

Jeſus hat nun allerdings in ſeinem Leben die Wahrheit bezeugt ſchon damit, daß er mit dem, was nicht mehr wahr und aufrecht zu erhalten war im religiöſen und ſittlichen Leben ſeines Volkes, den Kampf aufnahm, und denen widerſprach, welche vermöge ihres Ranges, ihrer äußern Stellung, ihres Scharfſinns und ihrer Gelehrſamkeit am geeignetſten, und vermöge ihres eigenen Vortheils, und der Vorurtheile und Leidenſchaften, von denen ſie beherrſcht wurden, am entſchloſſenſten waren, die Unwahrheit zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen. Indem er mit den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten während der Zeit ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit einen unausgeſetzten Kampf geführt hatte, gab ihm gerade dieſer Kampf Gelegenheit, die in ihm wohnende Wahrheit zu bezeugen, und je einflußreicher und gewandter diejenigen waren, mit welchen er es zu thun hatte, deſto mehr Anſtrengung mußte er darauf verwenden, das was in ihm als Wahrheit lebte aufs fruchtbarſte zu entwickeln und darzuſtellen. Und daß er nicht nur dieſe Anſtrengung nicht ſcheute, ſondern auch durch den Haß und die Verfolgungsſucht ſeiner vornehmen und gefährlichen Feinde ſich nicht im Geringſten einſchüchtern ließ, daß ihn keine Drohung und keine Hinterliſt, keine Gewaltthat und keine Rückſicht auf äußere Verhältniſſe abwendig zu machen vermochte von der

treueſten Erfüllung des von Gott ihm übertragenen Erlöſerberufes: das kann freilich nicht anders als auf uns den Eindruck machen: es müſſe was in ihm gelebt und was er als wahr verkündet habe, mehr als menſchliche Weisheit und ſelbſterfundene Lehre, es müſſe etwas von dem geweſen ſein, was der zum Theil noch unbekehrte Jünger an ihm anerkannte, wenn er ſprach: „Herr, wo ſollen wir hingehen, du haſt Worte des ewigen Lebens“ (Joh. 6, 68). Nicht mit Unrecht pflegen wir darum auch, wenn ein Menſch eine neue religiöſe Ueberzeugung ausſpricht, oder mit einer von ihm erfaßten Glaubensrichtung durchdringen möchte, zu urtheilen: „Wir wollen erſt ſehen, ob er auch den Muth hat, für ſeinen Glauben etwas zu leiden.“ Denn je weniger ein Menſch von dem was er andere glauben machen will ſelbſt erfüllt iſt, deſto weniger wird er im Stande ſein, auch nur einen Theil ſeiner irdiſchen Güter oder täglichen Genüſſe dafür preiszugeben, und wenn er gar mit ſeinem Blute dafür einſtehen ſollte, wird er keinen Augenblick Bedenken tragen eine halbe Ueberzeugung für ein ganzes Leben zu opfern. Blicken wir aber auf Jeſum Chriſtum, ſchauen wir an ſeine Schmach und ſeine Leiden, vergegenwärtigen wir ihn uns wie er nach der Darſtellung unſers heutigen Textes als ein Gefangener der Erde, und doch wieder als ein König des Himmels vor Pilatus ſteht, während ſeine Jünger und Freunde ihn großentheils um ſich ſelbſt bekümmert verlaſſen hatten, verſenken wir uns in dieſe Erſcheinung voll hoher Würde ohne Trotz, voll männlicher Zuverſicht ohne Ueberhebung, voll ruhiger Ergebung ohne Selbſterniedrigung, voll Glaubens ohne ſchwärmeriſchen Eifer, und verſetzen wir uns von da wieder unter ſein Kreuz, laſſen wir ſeine letzten ſieben Worte an unſerer Seele vorübergehen, hören wir ihn ſeufzen, klagen, beten, tröſten, ſeligpreiſen, ſeine Seele Gott befehlen, „es iſt vollbracht“ rufen — meine Freunde, ſo wird es uns unwillkürlich ergehen, wie dem römiſchen Hauptmanne und ſeiner Umgebung beim Kreuz, daß wir ausrufen müſſen: „Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn geweſen“ (Matth. 27, 4).

Und dennoch, meine Freunde, iſt etwas in uns was uns ſagt: auch damit ſei der volle Sinn des Bekenntniſſes unſers Herrn von

ſich ſelbſt in unſerm heutigen Texte bei weitem noch nicht erſchöpft, und er meine noch ganz etwas Anderes wenn er ſich einen König der Wahrheit nennt und dazu geboren und in die Welt gekommen, um die Wahrheit zu zeugen. Wenn er mit Lehre und Leben allein die Wahrheit der Welt geoffenbaret hätte, wäre er eigentlich von andern Zeugen der Wahrheit in nichts als darin unterſchieden geweſen, daß er kräftiger als alle andern, ja am kräftigſten und aufopferndſten die Wahrheit bezeugt hätte. Und mit einer ſolchen Ueberzeugung von Chriſto, daß er ein außerordentlich kräftiger und aufopfernder Wahrheitszeuge geweſen ſei, und darum unſere höchſte Verehrung verdiene, begnügen ſich auch gar viele Chriſten in unſern Tagen. Allein Chriſtus legt hier ein Selbſtbekenntniß ab, wodurch er ſich von allen Wahrheitszeugen, die je in der Welt gelebt haben, *weſentlich* unterſcheidet und *ganz einzig in ſeiner Art* daſteht. Welch' ein Menſch, wenn er ſich anders nicht den Stempel der höchſten Unbeſcheidenheit aufdrücken wollte, dürfte von ſich ſagen: er ſei *dazu geboren und in die Welt gekommen*, um die Wahrheit zu bezeugen? Kommen wir alle nicht vielmehr dazu in die Welt, *um die Wahrheit uns bezeugen zu laſſen*? Und wenn dieſer oder jener von uns in Folge außerordentlicher göttlicher Gnadenführungen ein Zeuge der Wahrheit wird, daß er mit Paulus ſagen kann: „Ich ſage die Wahrheit in Chriſto und lüge nicht, daß mir Zeugniß giebt mein Gewiſſen im heiligen Geiſt“ (Röm. 9, 1), ſo muß er vorher „zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen“ ſein (1 Tim. 2, 4), und kann nicht mit Chriſto ſagen: „Ich bin die Wahrheit,“ ſondern er muß ſagen: „Ich ſage die Wahrheit *in Chriſto*“. *In allen andern Menſchen iſt die Wahrheit etwas Empfangenes, Aufgenommenes, in Chriſto allein iſt ſie etwas Urſprüngliches, Perſönliches.* Das iſt der himmelweite Unterſchied zwiſchen uns, *in denen die Wahrheit ſein kann*, und zwiſchen Chriſto, *der die Wahrheit iſt*. Eben darum würde es aber an Gotteslästerung gränzen, wenn ſich ein Menſch einen *König der Wahrheit* nennen wollte. Das Eigenthümliche der ächten Königswürde beſteht ja eben darin, daß der König dieſelbe von Niemanden empfangen hat, ſondern daß vielmehr

alle seine Diener und Untergebenen von ihm selbst Ehre und Wohlthat empfangen. Er wird selbst als die persönliche Quelle aller Segnungen wenigstens gedacht, die von ihm über Land und Leute ausströmen. Und das will der Herr von sich in unserm heutigen Texte aussagen: daß er die Wahrheit von Niemanden empfangen, daß sie nicht ein Ergebniß z. B. seiner gelehrten Studien oder seiner Erfahrungen im Umgange mit Menschen, sondern daß sie ursprünglich und von Ewigkeit her mit seiner Person eins und von ihr unzertrennlich sei, wie er ja von sich zeugte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ehe denn Abraham ward, war ich“ (Joh. 8, 58), und sich einen Menschen nannte, der „die Wahrheit von Gott selbst, mit dem er von Ewigkeit eins war, gehöret habe“ (Joh. 8, 40). Daher verstehen wir das Bekenntniß Christi in unserm Texte erst dann recht, wenn wir erkannt haben, daß Christi Person, als „das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, und der erstgeborne vor allen Creaturen“ (Col. 1, 15), die Wahrheit in sich trägt und sie der Welt aufschließt, und daß alle Wahrheit seiner Lehre und seines Lebens in dieser seiner persönlichen Wahrheit ihren letzten Grund und ihre ursprüngliche Quelle hat. Wahrheiten mag es in der Welt viele geben, und neue mögen auch in unserer Zeit noch entdeckt werden; aber die Wahrheit selbst, das persönliche Leben Gottes, außer welchem es keine Wahrheit giebt, ist in Jesu Christo ganz und völlig, ohne Rückhalt und Mangel, erschienen und geoffenbaret, und eine neue und herrlichere Offenbarung der Wahrheit ist von nun an nicht mehr möglich. Er ist und bleibt der König der Wahrheit, in dem die Wahrheit in ursprünglicher Kraft und Herrlichkeit herrschet, während wir der Wahrheit unterthan und gehorsam werden müssen (Gal. 3, 1).

II.

Allein, meine Freunde, gerade das, was den wesentlichsten Inhalt der Worte Jesu in unserm Texte ausmacht, daß er die Wahrheit persönlich in sich trage, daß seine Person die Quelle aller geoffenbarten Wahrheit in der Welt sei, und daß kein anderer auch noch so begab-

ter und ausgezeichneter Menſch in dieſer Beziehung neben ihm nur genannt werden dürfe, — das iſt es, was den Kindern unſerer Zeit ſo unglaublich vorkommt, wogegen ſie ſich mit Gründen des Verſtandes und Stimmungen des Herzens ſträuben, was ſie als unnatürliche Uebertreibung der natürlichen auch von ihnen zugeſtandenen Würde der Perſon Jeſu anſehen. Daher kommt es, daß eine volle Anerkennung unſerm Herrn und Heilande in unſerer Zeit ſelten mehr zu Theil wird, daß ſein Kreuz ſo oft einſam und verlaſſen daſteht, und daß die irregewordenen Geiſter der Zeit andere Könige und Fürſten der Wahrheit ſuchen, denen ſie ſich wenigſtens vorübergehend unterwerfen, während ſie ihre Huldigungen dem entziehen, der von ſich gezeugt hat: „er ſei dazu geboren und in die Welt gekommen, um ein König der Wahrheit zu ſein.“ Allen dieſen, meine Freunde, kann nun auch die Offenbarung Jeſu Chriſti ſo lange nicht mehr zum wahren Heile dienen, als ſie ihn noch nicht als König der Wahrheit erkannt haben. Ich will damit nicht ſagen, daß nicht auch die bloße Achtung und Verehrung, die Mancher dem Herrn als einem menſchlich-ehrwürdigen Wahrheitszeugen zollt, ſeinem Herzen zu Gute kommen könne. Es giebt keine Verbindung mit Chriſto, die nicht irgendwie zum Segen gereichen könnte. Aber ſegensreich wird eine ſolche Verbindung eigentlich doch nur dadurch, daß ſie uns in der wahren Erkenntniß des Herrn weiterfördert und allmählig jenen zuverſichtlichen Glauben in uns hervorbringt, „daß in keinem Andern Heil, auch kein anderer Name den Menſchen gegeben iſt, darinnen ſie könnten ſelig werden“ (Apoſtelg. 4, 12). Muß uns nun aber daran gelegen ſein, zu erkennen, wie es kommt, daß ſo vielen Menſchen die Perſon Jeſu Chriſti in ihrer königlichen Würde als die Perſon desjenigen, der die Fülle und die Quelle der Wahrheit in ſich trägt, verblichen iſt, und Unzählige dieſes Troſtes nie gewiß werden, einen ſolchen Wahrheitskönig zu haben, ſo giebt uns theils der Herr in unſerm Texte hierüber die nöthige Andeutung, theils läßt uns der Landpfleger Pontius Pilatus aus der Art und Weiſe, wie er das Bekenntniß Jeſu aufnimmt, einen weitreichenden Blick in das Herz ſo vieler Menſchen thun, welche von

Jesu Christo als der einigen Himmelsquelle der Wahrheit nichts mehr wissen wollen.

Die Frage des Pilatus, durch welche er die Unterredung mit Jesu schließt, und ein weiteres Fortknüpfen des fast gewaltsam abgerissenen Fadens unmöglich macht — ist weltberühmt geworden; es ist die Frage: „Was ist Wahrheit?“ Ob wir derjenigen Auslegung folgen, welche diese Frage im Tone mitleidigen Spottes, oder derjenigen, welche sie mit dem Accente ungläubigen Zweifels gesprochen wissen will — das gilt im Grunde gleichviel. In beiden Fällen ist sie der Ausdruck eines Gemüths, das an eine persönlich gewordene Offenbarung der Wahrheit in der Welt nicht glaubt, das die Wahrheit für ein unbekanntes, in der Wirklichkeit unerreichbares, dunkles Etwas hält. Dem Charakter eines Mannes wie Pilatus, der es, wie wir nicht nur aus seinem Verfahren mit Jesu, sondern auch aus seinen spätern Schicksalen wissen, mit der Wahrheit und Gerechtigkeit niemals strenge genommen hatte, und an eine ernste Prüfung seiner selbst und der ewigen Mächte, welche die Welt regieren, nicht gewohnt war, scheint nun auch eine Frage, wie die in unserm Texte aufbewahrte, ganz angemessen, und es mag darin eine Mischung von gutmüthigem Spotte und wehmüthigem Zweifel gelegen haben. Allein, meine Freunde, Pilatus steht mit dieser Frage nicht allein. Es sind auch nicht nur vornehme, durch Sinnengenuß abgestumpfte und den großen Weltverkehr sittlich verflüchtigte, Gemüther, welche ihm von jeher als getreues Echo jenes Wort nachgesprochen haben, sondern, zumal in unserer Zeit, denken Hunderte und Tausende selbst aus dem Volke ganz ähnlich wie jener heidnische Römer. „Man kann eigentlich doch nicht sagen, was Wahrheit ist, alle Dinge lassen sich von zwei Seiten ansehen, es kommt immer darauf an, von welchem Gesichtspunkte einer ausgeht, welchen Grundsätzen er folgt, eine feste Richtschnur, eine für alle Zeiten begründete Wahrheitsoffenbarung, etwas in sich vollkommen Untrügliches, Ewiges giebt es auf Erden nicht“ — das, meine Freunde, sind die Urtheile des Tages, wie sie sich nicht nur in Beziehung auf die Gegenstände des irdischen Lebensverkehrs, sondern ganz besonders in Beziehung auf

den religiösen Glauben und die sittlichen Gesetze der Welt aussprechen. „Was ist Wahrheit?“ fragen gutmüthig lächelnd und wehmüthig zweifelnd – roh spottend, wollen wir nicht hoffen — jene Männer, welche in diesen Tagen öffentlich und ungescheut irgend einem bestimmten religiösen Glauben das Recht absprechen, die Gemüther der Völker zu beherrschen, welche es für ein Unrecht halten an der Freiheit, wenn der Staat als Fundament seines Gebäudes den Grund vorzugsweise legen will, von dem der größte Apostel gesagt hat: „Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, der geleget ist, welcher ist Jesus Christus“ (1 Cor. 3, 11). So, meine Freunde, hat die Zeit den Glauben an die Wahrheit verloren; sie glaubt zwar auch noch diese Zeit — aber nur an den Zweifel, der ihr keine Ruhe läßt, und keinen Frieden giebt.

Hatte übrigens Pilatus jenes Wort in der bestimmten Absicht gesprochen, keine weitere Antwort darauf zu erhalten, und beeilte er sich sofort, um eine längere Fortsetzung der ihm lästig gewordenen Unterredung zu verhindern, dem Volke wieder Mittheilung von dem Stande der Sache zu machen: so hatte dagegen der Herr dafür gesorgt, daß darauf zum voraus schon die nöthige Antwort gegeben war. Wollte Pilatus nämlich mit seiner Frage soviel sagen als: „Ich kann und will von einer sogenannten Wahrheit nichts wissen, und muß den für einen Schwärmer oder Narren halten, der sich für die Wahrheit selbst hält“: so hatte der Herr vorher schon die Ursache angegeben, warum so manche Menschen in seiner Person die Wahrheit nicht erkennen und seiner Offenbarung keinen Glauben schenken können; denn „wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“ Also nur wer aus der Wahrheit ist, der hat den Trieb und das Verlangen in sich, Christo zu gehorchen, sich der in ihm wesenhaften Wahrheit zu unterwerfen und unter dem Scepter seines himmlischen Reiches ein treuer Unterthan zu werden.

Allein was heißt das denn, meine Freunde, „aus der Wahrheit sein?“ Es ist deutlich, daß hier von solchen Menschen die Rede ist, welche Jesum Christum als den Weg, die Wahrheit und das Leben noch nicht erkannt und erfahren haben, welche er erst dazu einladet

die Wahrheit in ihm zu ergreifen und sich anzueignen. Wenn aber ein Mensch schon aus der Wahrheit ist, bevor er die Wahrheit in Christo angenommen hat, wozu soll er denn noch gleichsam ein Ueberflüssiges thun, und in die Wahrheit erst hineingehen. Meine theuren Freunde! hüten wir uns vor einem Mißverständnisse dieser leicht mißzuverstehenden Worte. Alle Menschen sind ursprünglich aus der Wahrheit; denn sie sind alle aus Gott, ein Werk seiner Hände, und die Schrift bezeugt: „Die Werke seiner Hände sind Wahrheit und Recht“ (Ps. 111, 7). Jener lebendige Odem, den Gott dem von ihm geschaffenen Menschen einhauchte (1 Mos. 2, 7), war der Hauch seiner Wahrheit, und wie könnte die Schrift den Menschen das Ebenbild Gottes nennen, wenn er nicht wenigstens im Abbilde von Anfang an in sich getragen hätte, was in Gott selbst Urbild ist: das Wesen der Wahrheit. Nun ist freilich durch den Sündenfall das Ebenbild Gottes in dem Menschen verdunkelt und seiner ursprünglichen Reinheit beraubt worden; aber verlorengegangen, gänzlich erloschen ist es nicht. Wie wollte denn noch eine Rückkehr zu Gott, eine Wiederbelebung der Wahrheit und Gerechtigkeit in uns möglich sein, wenn das was von Anbeginn an aus Gott war in uns gänzlich erstorben wäre, wenn wir durch die erste Sünde völlig blind und völlig verstockt geworden wären. Noch sind wir aus der Wahrheit; noch ist eine wenn auch verdunkelte Erinnerung an unsern Ursprung aus Gott in uns zurückgeblieben; noch haben ja auch die Heiden bei aller Verwirrung ihrer Gedanken und aller Verkehrtheit ihrer Gottesverehrung dennoch dämmernde Reste des wahren Gottesbewußtseins in ihren Religionen und in ihren Gewissen zurückbehalten — und nur deßhalb ist es möglich, die Sünder für die Wahrheit wieder ganz zu gewinnen, weil sie die Wahrheit noch nie ganz verloren hatten.

Allein, meine Freunde, wenn es sich wirklich so verhält, d. h. wenn wirklich alle Menschen aus der Wahrheit sind: so sollten auch alle Menschen der Stimme des Wahrheitskönigs Jesu Christi gehorchen; und doch finden wir im Gegentheile, daß der Gehorchenden und in Demuth und Glauben sich Unterwerfenden nur sehr wenige,

und der Abgefallenen und Widerſpenſtigen ſehr viele ſind. — Wohl ſind, meine Freunde, alle Menſchen aus der Wahrheit, aber wegen der Verdunkelung ihrer Herzen und der Abſchwächung und Abſtumpfung ihrer Gewiſſen — vergeſſen manche, ja die meiſten ihres Urſprunges aus der göttlichen Wahrheit völlig, und gleichen dem verlornen Sohne, der leichtfertig und muthwillig ſein Vaterhaus verließ und ſein Erbtheil in der Fremde verpraßte. Dieſer Sohn war auch aus dem Vaterhauſe, und der Vater vergaß daheim des unglücklichen Kindes keinen Augenblick; aber der Sohn hatte es vergeſſen, daß er daheim einen liebenden Vater und eine ehrbare, gottesfürchtige Verwandtſchaft zurückgelaſſen hatte; er war ſich ſeiner Abſtammung aus dem Vaterhauſe nicht mehr bewußt, und trieb ſich in der Fremde in Sünden und Laſtern herum, vor denen es ihm bei nur einiger Rückerinnerung an ſeine Erziehung und an ſein früheres Leben hätte ſchaudern müſſen. Darum will auch der Herr in unſerm heutigen Texte nichts anderes ſagen als: „Wer das Bewußtſein, daß er urſprünglich aus der Wahrheit iſt, d. h. wer ein aufrichtiges Gewiſſen ſich erhalten hat, der wird von ſeinem Gewiſſen getrieben, ſtatt der verdunkelten und verunreinigten wieder der hellen und reinen Wahrheit theilhaft zu werden, und darum auf meine Stimme zu hören, d. h. die ganze lautere Wahrheit in meiner Perſon ſich wieder anzueignen ſuchen.“ Das iſt der ächte, getreue Sinn des Wortes unſers Herrn.

Iſt nun aber in unſerer Zeit dieſer Trieb, der in Chriſto geoffenbarten Wahrheit theilhaft zu werden, vielfach erſtorben, ſo iſt das ein trauriger Beweis, daß nicht wenige Menſchen ihren urſprünglichen Zuſammenhang mit der Wahrheit verloren haben, und ſelbſt auf das Zeugniß ihres Gewiſſens nicht mehr achten und nicht auf „die Gedanken, die ſich untereinander verklagen oder entſchuldigen“ (Röm. 2, 15). Wer aber blind oder auch nur geblendet iſt, der ſieht die Sonne nicht am hellen Tage. So allein können wir es uns erklären, daß Jeſus Chriſtus ſeit Jahrhunderten als die Sonne der Wahrheit ſeine Strahlen in die Herzen vieler Menſchen ausgeſandt hat, ohne daß dieſelben ſie aufgefaßt und ſich dadurch hätten erleuchten laſſen.

Wenn darum der Segen der Wahrheit, die in dieſen Tagen und an dem morgenden Feſte mit neuer Kraft und Freudigkeit uns verkündet wird, nicht verloren gehen ſoll an unſern Seelen, ſo müſſen wir vor Allem in uns ſelbſt wahrhaft werden, als aufrichtige Sünder vor dem Throne des großen Wahrheitskönigs erſcheinen, ihm unſere Herzen glaubend und liebend öffnen, wie der verlorne Sohn unſere eigene Nichtigkeit und innere Leerheit eingeſtehen, und ihn bitten, daß er unſerer Armuth zu Hülfe komme, dadurch „daß er kund thue den Reichthum ſeiner Herrlichkeit an den Gefäſſen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit, welche er berufen hat, nämlich uns“ (Röm. 9, 23). Dann, meine Freunde, werden wir nicht nur erkennen, daß wir aus der Wahrheit ſind, ſondern daß Jeſus Chriſtus allein uns in die Wahrheit immer tiefer hineinführen kann und will, von Stufe zu Stufe, von Erkenntniß zu Erkenntniß, von Kraft zu Kraft, bis wir endlich nichts mehr können wider die Wahrheit, ſondern nur noch für die Wahrheit (2. Cor. 13, 8). Amen.

V.

Am heiligen Weihnachtsfeste.

Der hohe Werth des Weihnachtsevangeliums, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen.

Text: 1 Tim. 1, 15.

Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.

Als der Landpfleger Pilatus das gestern näher erläuterte Wort sprach: „Was ist Wahrheit?“ und sich dann wegwandte zu dem Volke, um ihm Nachricht von dem Verbrecher Jesu zu geben — da hätte er wohl dem Manne ins Gesicht gelacht, der ihm gesagt hätte: „Siehe zur Feier des Geburtsfestes dieses vermeintlichen Verbrechers, der durch deinen Urtheilsspruch jetzt den schmachvollen Tod des Kreuzes sterben wird, wird nach Jahrhunderten und Jahrtausenden der größte Theil des gesitteten Menschengeschlechts zusammentreten, um ihn als den alleinigen zum Troste und Heile der Menschheit erschienenen König der Wahrheit zu verherrlichen; in Lobgesängen und Dankgebeten werden die Völker dann den preisen, den du jetzt wie einen Wurm darniedertreten zu können meinst.“ Und unzweifelhaft, meine Freunde, liegt in der bloßen Thatsache, daß nach Jahrhunderten das Geburtsfest Jesu Christi unter allen Völkern der Erde, wenn auch hie und da nur von wenigen vereinzelten Bekennern, immer noch gefeiert wird, die beredteste Anerkennung des von Christo über die gesammte Menschheit ausgegangenen Heils. Wie viele außerordentliche Menschen sind doch schon in diese Welt gekommen, und haben segensreiche Spuren ihrer Thätigkeit unter den

Völkern der Erde zurückgelaſſen. Wohl wird ihrer hie und da in den Büchern der Geſchichte und in auserleſenen Kreiſen ihrer Sinnesverwandten rühmlich gedacht, aber eine allgemeine Feier ihres Namens, eine durch alle Welttheile getragene Lobpreiſung ihres Werkes iſt nie auch nur von ferne zu Stande gekommen. Machen oder befehlen läßt ſich auch ſo etwas nicht. Wiſſen wir doch nicht einmal genau anzugeben, wie und durch welche äußere Veranlaſſungen die Feier der Geburt Jeſu Chriſti unter den Chriſten ins Leben gerufen worden iſt. Es war keine gegenſeitige Verabredung, keine von den Mächtigen der Erde ausgehende Einwirkung, ſondern ein unwillkürliches und freiwilliges Zuſammentreffen Vieler in dem gemeinſamen Bedürfniſſe, der herrlichen „Erſcheinung der heilſamen Gnade Gottes unter den Menſchen“ (Tit. 2, 11) lobend und dankend zu gedenken, und in feſtlich gehobener Stimmung die Liebe Gottes zu rühmen und zu preiſen, „die darin erſchienen iſt, daß er ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen“ (1 Joh. 4, 9)

Allerdings iſt nun nicht zu erwarten, daß alle Chriſten an dem heutigen Tage von dieſer Feſtſtimmung ſo erfüllt und durchdrungen ſeien, wie es zu wünſchen wäre. Derer nicht zu gedenken, welche an dieſer Feier keinen kirchlichen Antheil nehmen, ſo fehlt es auch an ſolchen Feſtbeſuchern nicht, welche entweder aus langjähriger Gewohnheit ſich der feſtfeiernden Gemeinde anſchließen, oder doch an der Oberfläche der Heilswahrheit, welche heute gepredigt wird, nur vorüberſtreifen anſtatt in ihre Tiefe und Herrlichkeit ſich zu verſenken. Wie zerſtreuend wirkt auch dieſe Zeit! nach wie ganz andern Richtungen ſind die Gemüther fortgezogen, durch wie ganz andere Bande gefeſſelt! Wie oftmals habe ich an den vorangegangenen Adventsſonntagen daran erinnert, daß wir das Evangelium von Jeſu Chriſto als dem eingebornen Sohne Gottes ſelten mehr in ſeiner reichen Gnadenfülle und heilbringenden Gotteskraft erkennen, ſondern ſtatt des kräftigen Kerns gar oft nur die dürftige Schale uns aneignen. Allein je mehr Verſuchung in der Richtung der Zeit und der Stimmung der Gemüther liegt, den hohen Werth der Weihnachtskunde zu verkennen, deſto eindringlicher ergeht die Aufforderung an alle

Diener des Herrn, daß sie den heutigen Festtag benützen, um durch die Predigt des Worts ihn nach seinem ganzen Umfange und in seinem tiefsten Inhalte den Gemüthern, die in irgend einer Weise nach Heil verlangen, vorzuführen. Und um dieser Aufgabe einigermaßen zu genügen, habe ich nun auch das köstliche apostolische Wort unserer heutigen Festbetrachtung zu Grunde gelegt: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen"; denn ich wüßte keines, welches uns den hohen Werth des Weihnachtsevangeliums in ein wahreres und helleres Licht zu setzen, mehr veranlassen könnte. Diesen hohen Werth des Weihnachtsevangeliums, daß nämlich Christus Jesus in die Welt gekommen ist, um die Sünder selig zu machen, wollen wir uns in zweifacher Weise vergegenwärtigen, indem wir

1) den Inhalt, der in diesem Evangelium enthalten ist,

2) das Bedürfniß derer, welchen dasselbe mitgetheilt wird, näher betrachten.

Dich aber, o Vater unsers Herrn Jesu Christi, bitten wir zu dieser Stunde besonders um die Gabe deines heiligen Geistes, damit er uns vollbereite zu einer rechten Erkenntniß deines Sohnes und einem gläubigen Ergreifen seines Heiles. Laß Wort und Sakrament jetzt in uns zusammenwirken, auf daß ein Dir wohlgefälliges Leben in uns zu Stande komme, und der Erstgeborne von den Todten uns selbst erneuere durch seinen heiligen Geist zu lebendigen Zeugen seiner seligmachenden Wahrheit, Amen.

I.

In der verflossenen Adventszeit habe ich euch gepredigt, daß Jesus Christus als der eingeborne Sohn Gottes ins Fleisch gekommen sei, um einen Kampf zu entzünden, um die Sünder zur Buße zu rufen, um als König der Wahrheit die Wahrheit zu offenbaren; wenn ich nun heute euch fragen würde, ob in einer dieser Predigten der volle und ganze Werth des heutigen Evangeliums euch schon dar-

geſtellt und erſchöpft worden wäre — ſo würdet ihr mit Recht hierauf Nein antworten. In jenen Betrachtungen waren entweder nur einzelne Seiten des Erlöſerberufes unſers Herrn hervorgehoben, oder wie in der letzten ſeine Erlöſerwürde im umfaſſendſten Sinne dargeſtellt — aber der ganze und volle Werth ſeiner Erſcheinung im Fleiſche iſt erſt in den Worten ausgedrückt, welche wir heute und eben darum heute mit einander betrachten wollen, weil wir heute das Feſt der Geburt Jeſu Chriſti ſelbſt feiern.

„Jeſus Chriſtus iſt in die Welt gekommen, um die Sünder ſelig zu machen“: das iſt der Inhalt des in unſerm heutigen Texte enthaltenen Evangeliums. Dieſen Inhalt recht zu erkennen und zu Herzen zu nehmen, das muß an dem heutigen Feſttage nun auch unſere erſte und vorzüglichſte Aufgabe ſein.

Nicht nur die Apoſtel des Herrn, ſondern der Herr ſelbſt, wo er ſeinen eigentlichen Beruf auf Erden ſchildert, beſchreibt denſelben als den, die Menſchen ſelig zu machen. So ſagt er (Joh. 5, 34): „Ich nehme nicht Zeugniß von den Menſchen, ſondern ſolches ſage ich, auf daß ihr ſelig werdet.“ Noch beſtimmter (Joh. 10, 9): „Ich bin die Thür. So jemand durch mich eingeht, der wird ſelig werden.“ Aus dem Munde des Herrn aber ſchreibt Johannes (Joh. 3, 16): „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben: denn Gott hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch ihn ſelig werde.“ Und das, was die Apoſtel (Apoſt. 16, 30) ihrem Kerkermeiſter antworteten auf die Frage: „Liebe Herren, was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“ „Glaube an den Herrn Jeſum Chriſtum, ſo wirſt du und dein Haus ſelig“, war Kern und Kraft aller apoſtoliſchen Predigt. Gerade der Ausdruck „ſelig“ enthält aber etwas, was ganz eigenthümlich in ſeiner Art und mit nichts Anderem zu vergleichen iſt. Der weſentliche Inhalt des Evangeliums von Chriſto iſt in dieſem Ausdruck zuſammengedrängt, und daß das wahr und zuverläſſig iſt, was uns darin angeboten wird, das macht den hohen Werth des heutigen Feſttages aus.

Würden wir nämlich sagen: Jesus Christus sei in die Welt gekommen, um die Menschen „glücklich“ zu machen: so würden wir gerade das Eigenthümliche, was in dem Ausdrucke „selig“ liegt, verwischen und etwas Verkehrtes an seine Stelle setzen. Denn zu dem, was man „Glück“ nennt, ist der Mensch von Gott nicht geschaffen. Wohl denken wir uns vor dem Sündenfalle einen paradiesischen Zustand und verbinden damit die Vorstellung auch von äußerem allgemeinem Wohlsein und größtem leiblichem und geistigem Behagen der ersten Menschen. Allein diese Vorstellung ist nicht schriftgemäß. Gott hat den Menschen nach der Schrift ihm zum Bilde gemacht, „zum Bilde Gottes schuf er ihn“ (Mos. 1, 27), und ihm die Würde und den Auftrag eines Herrschers über die Natur und ihre Geschöpfe ertheilt; aber schon diese Würde und dieser Auftrag schließt ein vorzugsweises äußeres und irdisches Behagen aus. Wer zum Herrscher berufen ist, der hat den Beruf, mit Ernst und Anstrengung die ihm untergeordneten Gebiete zu leiten und in Zucht und Ordnung zu halten, was auch immer eine rastlose, nach außen sich entfaltende Thätigkeit voraussetzt. Dazu kommt, daß das Leben der ersten Menschen in der Schrift als ein durchaus einfaches, von künstlichen irdischen Genüssen entblößtes geschildert wird; denn sie lebten von den Früchten der Bäume (1 Mos. 2, 16), und war ihnen überdies noch von einem Baume zu essen verboten: so konnte ein solches Verbot ihnen nie in der Absicht, ein glückliches, behagliches Dasein hervorzurufen, sondern nur zu dem Zwecke, ihre Seelen in gehorsamer Unterwerfung unter den göttlichen Willen zu üben, von Gott gegeben worden sein. So hat auch der Apostel Paulus, wenn er als das Eigenthümlichste von dem nach Gott geschaffenen Menschen die „Gerechtigkeit und Heiligkeit“ (Eph. 4, 24) hervorhebt, dabei kein sinnliches Wohlsein, sondern eine geistige Kraft und himmlische Eigenschaft im Auge. Und worin denn, meine Freunde, bestand das Wesen der Seligkeit in der Seele des nach Gottes Bilde geschaffenen Menschen von Anbeginn an? In nichts Anderem und Größerem als in dem was das Größte ist auf Erden, nämlich in der vollkommensten Gemeinschaft der Seele mit Gott, in dem ungetrüb-

ten und ungestörten geistigen Genusse der göttlichen Heiligkeit, Gerechtigkeit und Liebe, in der reinen Empfindung himmlischer Freude an allem Guten und Vollkommenen, was aus des Schöpfers Hand hervorgegangen war, in der ungetheilten Herrschaft über alle Triebe der Sinne und alle Begierden des Fleisches, in der gänzlichen Unbekanntschaft mit dem, was später als Sünde und Uebel das Menschengeschlecht in so namenlose Verwirrung und so heilloses Elend gestürzt hat.

Daß dieses selige Leben, dieses Leben im heiligen Geiste der Liebe, der Gerechtigkeit und der Wahrheit Gottes, durch den Sündenfall gestört; daß die Gemeinschaft der menschlichen Seele mit Gott aufgelöst wurde; daß ein böses Gewissen, welches den Menschen trieb, Gott zu fliehen anstatt ihn zu suchen, an die Stelle des innern Friedens trat; daß der Mensch von nun an mit sich selbst zerfiel und in jenen unnatürlichen innern Zwiespalt verflochten wurde, den der Apostel Paulus im siebenten Capitel des Römerbriefes so herzergreifend schildert, jenen Zwiespalt, wornach das Gesetz im Menschen geistlich, er selbst aber fleischlich, unter die Sünde verkauft ist, wornach der Mensch thut, was er nicht will, und nicht thut was er will, wodurch er nur noch das Wollen des Guten hat, aber nicht mehr das Vollbringen (Röm. 7, 15, ff.) — daß, meine Freunde, es so geworden ist durch unsere eigene Willensthat des Ungehorsams gegen Gott und durch unsere eigene Herzensschuld des Abfalls von Gott — das lehret uns die heilige Schrift fast auf allen ihren Blättern, und das bezeugt in uns das uns selbst anklagende strafende Gewissen. Aber eben darum wird nun heute das trostreiche Weihnachtsevangelium von Jesu Christo verkündigt, der gekommen ist, die Sünder selig zu machen. Eben das ist der wahre und wesentliche Inhalt dieser Kunde, daß Jesus Christus in diese Welt gekommen ist, um das zwischen Gott und den Menschen durch die Sünde gelöste Band wieder festzuknüpfen, um die zwischen Himmel und Erde eingetretene Kluft wieder auszufüllen, um die aufgehobene Einheit zwischen Ihm dem allein Heiligen und allein Gerechten und uns den Befleckten und Ungerechten wiederherzustellen, und so unser Friede zu werden, wie Paulus

ſo ſchön ſagt (Eph. 2, 14): „der aus beiden eins hat gemacht und hat abgebrochen den Zaun, der dazwiſchen war in dem, daß er durch ſein Fleiſch, (d. h. durch ſeine Erſcheinung im Fleiſche), wegnahm die Feindſchaft .... und beide mit Gott verſöhnete in einem Leibe durch das Kreuz und hat die Feindſchaft getödtet durch ſich ſelbſt und iſt gekommen, hat verkündiget im Evangelium den Frieden denen, die ihm ferne waren und denen, die nahe waren.“ Die Menſchen ſelig machen, meine Freunde, heißt alſo nichts Anderes, als die mit Gott wieder verſöhnen und vereinigen, die bisher von ihm gelöst und getrennt, ja in Feindſchaft mit ihm waren. Und könnte es denn eine werth- und freudenvollere Kunde geben, als daß ein neues, in Gott beſeligtes Leben uns Allen geſchenkt, daß die urſprünglich leider durch Sünde gebrochene Menſchenkraft und Menſchenwürde durch eine That der göttlichen Erbarmung uns wieder zurückgegeben und in Chriſto gleichſam eine zweite Schöpfung Gottes ins Leben gerufen iſt; daß Jeſus Chriſtus für uns alle der zweite Adam geworden iſt, aus deſſen himmliſchem Saamen unvergängliches Leben in unſere Seelen gepflanzt wird, ſo daß „wie durch eines Sünde die Verdammniß über alle Menſchen gekommen iſt, alſo auch durch eines Gerechtigkeit nun die Rechtfertigung des Lebens über alle Menſchen gekommen iſt“ (Röm 5 18)? Was wären doch, meine Freunde, alle übrigen Gaben und Wohlthaten Gottes ohne dieſe? Gemeinſchaft, Uebereinſtimmung mit Gott iſt ja die erſte Bedingung alles Lebens ſelbſt in dem Reiche der Natur. Gehorchen nicht auch die Geſtirne den Geſetzen, die Gott ihnen vorgeſchrieben, die Pflanzen den Trieben, die er in ſie gelegt hat, ziehen nicht auch die Wolken die Bahnen, die er ſie ziehen heißt, und die Blitze und Feuerflammen zünden ſie nicht nur da, wo er es gebeut? Wo aber ein Geſetz Gottes in der Natur übertreten wird, da folgt augenblicklich die Strafe der Uebertretung nach. Wie viel mehr iſt Gemeinſchaft und Uebereinſtimmung mit Gott die nothwendige Grundbedingung des ſittlichen und geiſtigen Lebens in der Menſchenſeele? Was iſt doch eine Seele, die von Gott abgewichen iſt, die nicht mehr wurzelt in ſeiner Wahrheit und nicht mehr folgt dem Zuge ſeiner Liebe? Und wie müſſen wir es Gott danken, daß er ſelbſt in Chriſto Jeſu die von

ihm abgewichenen und entfremdeten Seelen, menschlich zu reden, wieder aufgesucht und mit sich versöhnt und ihnen den innern Frieden wieder geschenkt hat, der höher ist als alles Licht der Vernunft und als alle Güter dieser Welt.

Allein, meine Freunde, das ist nun eben was in unsern Tagen von so vielen in Frage gestellt und in Zweifel gezogen wird, daß diese Gemeinschaft mit Gott in Christo wirklich wiederhergestellt, und das selige Leben den Menschen wiedergeschenkt sei; halten doch viele Menschen diese alte Weihnachtskunde nur für rednerische Uebertreibung einer an sich gar nicht so wichtigen Sache. Darum legt der Apostel in unserm heutigen Texte einen so starken Nachdruck darauf, daß diese Kunde „*je gewißlich wahr*," d. h., daß sie eben nicht Uebertreibung, nicht Entstellung, nicht Selbsttäuschung, sondern das *Zuverläßigste* sei, was es auf Erden überhaupt geben kann. Und in der That, meine Freunde, hängt der Werth dessen, was heute gepredigt wird, ganz davon ab, daß es unzweifelhaft ist und die sichersten Bürgschaften der Wahrhaftigkeit in sich und für sich hat. Diese hat es aber auch wirklich. Denn nicht nur beruht die Wahrheit des Evangeliums von dem zur Beseligung der Menschen in die Welt gekommenen Jesu Christo auf unzweifelhaften alttestamentlichen göttlichen Zusagen und Verheißungen; nicht nur stellt sich das große Werk der Erlösung des Menschengeschlechtes durch Christum jedem tiefern Schriftforscher als ein in den ewigen Weltplan Gottes aufgenommenes und durch alle Zeiten vorbereitetes dar; nicht nur haben die heiligen Propheten so deutlich von Christo geweissagt, daß man in einzelnen Weissagungen (wie z. B. Jesaj. Kap. 53) selbst sein Leiden und Sterben angedeutet findet; nicht nur ist der ganze alte Bund mit allen seinen Sinnbildern und Opfern nichts Anderes als ein Vorbild dessen, der von sich selbst sagen konnte: „Heute ist die Schrift erfüllet vor euern Ohren" (Luc. 4, 21) und den der Apostel „des Gesetzes Ende" nennt (Röm. 10, 4) — sondern, meine Freunde, auch wenn diese Vorbereitungen, Andeutungen, Weissagungen nicht vorhanden wären, so hätte sich dennoch in Jesu Christo Gottes beseligender Rathschluß mit dem Menschengeschlechte *thatsächlich*, un-

widerleglich, in voller geschichtlicher Wirklichkeit geoffenbaret. Denn Jesus Christus ist wirklich in die Welt gekommen, wir feiern ja heute sein Geburtsfest; er hat das in ihm wohnende Gottesleben der Welt wirklich dargestellt und geoffenbaret; er hat gelebt als Mensch unter uns, wie unser Bruder; seine Einheit mit dem Vater hat er nicht nur in Worten (Joh. 10, 30), sondern in der That und Wahrheit kund gethan, indem er während seines Erdenlebens keinen andern Willen als den des Vaters hatte und von diesem seinem Einssein mit dem Vater sagen konnte: „Meine Speise ist die, daß ich den Willen thue dessen, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk“ (Joh 4, 34; 6, 38). Die Versöhnung der Menschen in Christo ist nicht eine erhabene Idee, die über dem Grund und Boden der Wirklichkeit hinausläge, und nicht ein schöner Traum, dessen Nebelgebilde die alltägliche Erfahrung schonungslos wieder zerstreute — sondern eine einmal und für allemale unter uns geschehene Thatsache, ein Werk Gottes, das vollbracht worden ist von Jesu Christo, dem Gottes- und Menschensohne, von dem Augenblicke an, wo er als zartes Kindlein in der Wiege die Schwächen und Erniedrigungen des Fleisches an sich nahm bis zu dem Augenblicke da er am Stamme des Kreuzes unter namenlosen Leiden seinen Geist aufgab mit dem Siegesrufe es ist vollbracht — einem Siegesrufe, auf dessen Wahrhaftigkeit die Thatsachen der Auferstehung und der Erhöhung zur Rechten Gottes durch die Himmelfahrt das Siegel der göttlichen Beglaubigung gedrückt haben. Das alles, meine Freunde, ist es auch nicht geschehen vor unsern Augen, so bezeugen es doch die heiligen Propheten und Apostel in mündlicher Rede und in schriftlicher Ueberlieferung, Petrus der Augenzeuge und begeisterte Jünger Jesu dort gewaltiglich am Pfingstfeste (Apostelg. Cap. 2), und Paulus, das auserwählte Rüstzeug, der hochbegnadigte durch Jesum selbst bekehrte Apostel anderwärts sowohl als hier in Predigten und in Briefen an die ersten Christengemeinden. Und was bedürfen wir, möchte ich beinahe sagen, auch noch solchen Zeugnisses? Es ist ja die Thatsache von der Versöhnung Gottes mit den Menschen in Christo durch die ganze Weltgeschichte seit

achtzehnhundert Jahren bezeugt. Warum sind die heidnischen Götzen von ihren Stühlen gefallen, warum die Bildsäulen der heidnischen Kaiser, die für sich Anbetung verlangten, zerbrochen, warum die gottlosen, heidnischen Sitten verdrängt worden durch gottwohlgefällige christliche Gesittung, warum ist der jüdische Tempel nicht mehr aus Rauch und Trümmern auferstanden, warum haben die Lehren menschlicher Weisheit, wie scharfsinnig sie auch vorgetragen und wie glänzend sie ausgeschmückt werden mochten, die Menschenseelen nie mehr wahrhaft befriedigt, warum ist dieses Kreuz — dieses verachtete, verhaßte, geschmähte Kreuz — das erhabenste Sinnbild aufopfernder Liebe und zweifelloſen Glaubens bei Fürsten und bei Völkern geblieben, warum finden die Menschen doch im Grunde nirgends wahren Frieden als in Ihm, von dem der Apostel mit freudigem Bekenntnisse bezeugt: „Es ist je gewißlich wahr, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.“

II.

Das, meine Freunde, führt mich aber nun zu einer zweiten Begründung des hohen Werthes unsers Weihnachtsevangeliums, indem sich derselbe nicht nur auf seinen trostreichen Inhalt, sondern auch auf das Bedürfniß der Menschen gründet, welchen es von Anfang an verkündet worden ist und noch immer verkündet wird. In diesem Sinne nennt der Apostel dieses Evangelium ein „theuer werthes Wort,“ oder eigentlich ein Wort, „der Annahme (von Seite der Menschen) würdig.“

Gewiß, meine Freunde, hat jede Sache zunächst so viel Werth als ihr ihrem eigenthümlichen Inhalte nach zukommt, und darum wird Gold und Silber unter allen Umständen an sich mehr Werth haben als Blei oder Eisen. Allein, meine Freunde, das größere oder kleinere Bedürfniß der Menschen trägt ebensogut wieder dazu bei, den Werth einer Sache zu erhöhen und zu vermindern, und wenn der Schöpfer dafür gesorgt hat, daß Luft und Wasser ohne Anstren-

gung und Aufwand von Jedermann bezogen werden können, ſo ſind dieſe Elemente darum nicht werthlos, ſondern vielmehr das Allerwerthvollſte und Unentbehrlichſte, weil ohne ſie das Leben der Menſchen gar nicht beſtehen könnte. In den meiſten Fällen ſogar entſcheidet über den Werth das Bedürfniß. Was bedarf nun aber ein Menſch mehr als Seligkeit? Was iſt ihm unentbehrlicher als ein mit Gott verſöhntes Herz, als Friede und Freudigkeit in der Seele, als Befreiung von dem Joche der Sünde und der Knechtſchaft des Todes, als die unerſchütterliche Gewißheit, Antheil zu haben am ewigen Leben?

Ich weiß zwar wohl, meine Freunde, daß viele Menſchen in unſerer Zeit von einem ſolchen Seligkeitsbedürfniſſe nicht mehr durchdrungen ſind, und ſich in Folge hievon um das ewige Leben wenig oder nichts mehr kümmern, dagegen mit allem ihrem Sinnen und Trachten, Unternehmen und Ausführen an den „Dienſt des vergänglichen Weſens“ (Röm. 8, 21) verkauft ſind, und ganz wie die Heiden immer nur ſorgen und ſagen: „Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ (Matth. 6, 31.) Allein, meine Freunde, abgeſehen davon, daß ſolche Menſchen gegen das Vorhandenſein des Bedürfniſſes nach Seligkeit in der menſchlichen Seele nichts beweiſen, weil ſie dieſes Bedürfniß in ihrer Seele gewaltſam oder künſtlich unterdrückt haben, ſo iſt es nicht einmal möglich, daſſelbe ganz zu unterdrücken. So lange noch etwas Menſchliches in der Menſchenſeele iſt: ſo lange muß auch noch ein Seligkeitsverlangen, ein Sehnſuchtsſeufzer in ihr wenigſtens nach dem unbekannten Gott von Zeit zu Zeit aufſteigen, dem auch die Athener „unwiſſend Gottesdienſt thaten“ (Ap. 17, 23). Wodurch ſind wir denn Menſchen, was giebt uns ein Recht, uns höher zu fühlen als das Thier, das uns an Kräften des Leibes und an Ausgebildetheit der Sinnenwerkzeuge gar oft übertrifft? Iſt es nicht unſere Gottesverwandtſchaft, unſere Abſtammung von dem, der Himmel und Erde gemacht hat und der ein Vater ſein will aller derer, die Kinder heißen im Himmel und auf Erden, iſt nicht ſie es, die uns auch mit der Würde von Menſchen geſchmückt hat und der wir es verdanken, daß

wir den Blick noch immer emporrichten können von der Erde und ihrem Staube, und aufrecht einherschreiten dürfen unter den Geschöpfen, die gebückt an der Scholle hängen, vor diesen mit dem Finger Gottes als solche gezeichnet, die Gott erschaffen hat ihm zum Bilde, und die er in seinem Sohne erlösen und selig machen will ihm zur Ehre? Schrecklich war der religiöse Verfall und die sittliche Zerrüttung zur Zeit des vorchristlichen Götzendienstes unter den Heiden, und grauenerregend ist die Schilderung, welche der Apostel Paulus im ersten Capitel des Römerbriefes von den Lastern des Heidenthums entwirft (Röm. 1, 26 f.). Und doch hatten die blinden und lasterhaften Heiden nicht aufgehört Menschen zu sein, an Gott zu denken und von Gott sich Vorstellungen zu machen; nicht untergegangen war in ihrer Brust die Ueberzeugung, daß der Mensch ohne die Gemeinschaft mit himmlischen Wesen nichts mehr ist, und darum blieben sie auch trotz ihrer argen Verblendung und beklagenswerthen Verirrung empfänglich für das Licht von oben, das ihnen endlich in der Sonne der Wahrheit, in Jesu Christo, aufgieng. So, meine Freunde, ist wohl auch selten ein Mensch unter uns, der nicht wenigstens von Zeit zu Zeit aus seinem alltäglichen Leben, seiner Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit, seinem Sinnentaumel und seiner Genussesbetäubung, seiner eitlen Sorge und seinem vergänglichen Treiben wieder erwachte, und sich auf etwas höhers als er selbst ist besänne, der nicht gern von den irdischen Stricken und Banden bisweilen los wäre, und seine Blicke zum Himmel aufschlüge, ob nicht ein Lichtstrahl von Oben hinabzünden möchte in die traurige Oede seiner Seele? Ja wenn es auch möglich wäre ein halbes Leben hindurch ein solches Bedürfniß darniederzuhalten, zuletzt auf dem schweren Krankenlager, im Angesichte des Todes, vor den Pforten der Ewigkeit würde es dennoch erwachen, wenn auch nur als ein Engel der Strafe und Verdammniß.

Noch viel mehr aber, meine Freunde, gilt das so eben Gesagte von solchen Menschen, die nicht über schnöden fleischlichen Genüssen und verwirrenden Erdensorgen ihrer höheren Bestimmung vergessen, sondern durch ein ursprünglich aufrichtiges Streben nach Wahrheit irregeführt in beunruhigenden Zweifeln ihre Seele verstrickt haben,

und umsonst nach innerm Frieden ringen. Es ist ganz wahr, was der Apostel Jacobus gesagt hat: „Wer da zweifelt ist gleichwie die Meereswoge, die vom Wind getrieben und gewebet wird. Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen“ (Jac. 1, 6. u. 8.). Allein, meine Freunde, gerade an einem Zweifler darf die christliche Liebe nie verzweifeln. Wer zweifelt, der hat die Wahrheit, den Frieden, die ungestörte Einheit der Seele mit Gott noch nicht; aber er ist auch mit der Unwahrheit, der Unruhe, dem sündlichen Zwiespalte in der Seele noch nicht zufrieden. Er hat die Seligkit noch nicht, aber er will auch nicht unselig bleiben. Er hat, und je mehr ihn seine Zweifel beunruhigen und quälen in desto höherem Grade, das Bedürfniß nach Seligkeit.

Und wo fände sich zuletzt ein Mensch in irgend einer Lebenslage, in einem Berufe, in einer Stellung, Verbindung, Geistesrichtung, der sich diesem Bedürfnisse gänzlich zu entziehen im Stande wäre? Mag es sein, daß die Menschen äußeres Lebensglück manchmal mit Seligkeit verwechseln, und wenn es ihnen bei allen ihren Vorhaben und Unternehmungen nach Wunsch ergeht — eine Zeit lang ihre Bestimmung für das ewige Leben vernachläßigen; — aber hat nicht Gott durch die ganze Art und Weise, wie er den Lauf der menschlichen Dinge eingerichtet hat, hinlänglich dafür gesorgt, daß der Mensch aus seinem Glückestaumel zur Zeit wieder aufgeweckt wird? Giebt es nicht der Heimsuchungen und Prüfungen viele, die uns immer wieder daran erinnern, daß wir auf Erden keine bleibende Stätte haben, daß alle Güter dieser Erde, Gesundheit, Vermögen, Familie, Macht, Ehre, Rang und äußere Stellung dem Wechsel irdischer Schicksale preisgegeben sind, und daß es keine größere Thorheit giebt, als sich auf Irdisches zu verlassen und das Ewige darüber zu versäumen? O, wie mahnt doch gerade unsere Zeit mit ihren gewaltigen Erschütterungen und erschreckenden Wechselfällen täglich uns so ernstlich daran, daß wir etwas Festes und Bleibendes, ein „unvergängliches, unbeflecktes, unverwelkliches Erbe“ bedürfen, „das uns behalten ist im Himmel“ (1 Petr. 1, 4).

Ja selbst dann wenn unsere äußern Verhältnisse nicht das Geringste zu wünschen übrig ließen, wenn das äußere Leben in ununterbrochenem Wohlbehagen und ungestörtem Genusse dahinflöße, — so würde doch die Sünde in unserm Innern nicht aufhören, ihre Mißtöne in die scheinbare Harmonie hinein zu mischen; denn vor Sünde schützt nicht Reichthum, nicht Rang und Ehre, nicht der Besitz aller wünschbaren irdischen Dinge. So lange aber der Mensch noch unter der Knechtschaft der Sünde steht, und das drückende Gefühl einer sich täglich häufenden Schuld nicht abwehren kann: so lange wird sich ihm auch gegen seinen Willen das Bedürfniß immer wieder aufdrängen, das unwürdige Joch abzuschütteln und von einem Drucke frei zu werden, der ihn bei aller äußern Scheinfreiheit innerlich zum wirklichen Sclaven macht.

Darum also, meine Freunde, nennt der Apostel das Evangelium von der Versöhnung in Christo und von dem durch ihn uns erworbenen seligen Leben ein „theures werthes“ Wort; darum hat die Kunde, die uns heute wieder als eine frohe Botschaft, „eine große Freude, die allem Volke wiederfahren ist“ (Luc. 2, 10), verkündet wird, für uns unaussprechlich hohen Werth, weil sie sowohl dem heiligen und ewigen göttlichen Weltplane und Rathschlusse mit den Menschen als auch dem tiefsten Bedürfnisse unserer menschlichen Natur entspricht, einem Bedürfnisse, dessen Mangel der schrecklichste Beweis ist, daß ein Mensch aufgehört hat, Mensch zu sein. Und wie wichtig ist es doch eben jetzt in dieser Zeit, daß wir es wieder mehr als je uns zu Gemüthe führen, was Alles uns Gott in unserm Heilande und Seligmacher, Christo Jesu, geschenkt hat. Wann hätten wir mehr als gerade jetzt Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß der Mensch, wenn er sich allmälig von dem Leben in Gott ablöst, und seine innerste Befriedigung in irdischem Dichten und Trachten sucht, zuletzt namenlos unglücklich und trostlos wird? Was hilft es denn unserer Zeit, daß sie in irdischen Bestrebungen so hoch hervorragt, und in Hervorbringungen, die unser zeitliches Wohlsein und vergängliche Genüsse bezwecken, so unerschöpflich ist? Hat sie mit ihren großartigen Erfindungen und ihren erstaunungswürdigen Schöpfungen, mit ihren scharfsinnigen Erörterungen und ihren

kühnen Behauptungen den Riß geheilt, der das Geschöpf vom Schöpfer, den sündigen Menschen von dem heiligen Gott trennt? Haben unsere dem lebendigen Gotte entfremdeten Weltweisen Ruhe in die unruhigen Herzen und Frieden in die friedlosen Gemüther hineinzureden vermocht? Ist es unserer Bildung und unserer Geistreichheit bisdahin gelungen, die aufgeregten Leidenschaften zu dämpfen, den aufgewachten zügellosen Trieben und Begierden einen geordneten Lauf zu geben, dem Laster die Fesseln anzulegen und die Tugend zu krönen?

Da wo das Evangelium Jesu Christi noch erkannt wird „als eine Kraft Gottes, die da selig machet alle die daran glauben“ (Röm. 1, 16); da, wo man sich des freien Bekenntnisses von Christo Jesu, dem alleinigen Erlöser, in Wort und That, in Wandel und Leben nicht schämt; da wo das Wort Gottes noch in Ehren gehalten, die Furcht Gottes noch für Weisheit geachtet, Arbeit noch mit Gebet, und Fleiß mit Andacht verbunden, und im Meere des irdischen Treibens und Drängens vor Allem die himmlische Perle des ewigen Lebens gesucht wird — da ist Friede und Freude, Trost und Kraft, Ergebung und Geduld — Gefühl und Genuß des seligen Lebens. Und o! wie müssen wir es dem Herrn danken, daß die Fülle dieses seligen Lebens in Jesu Christo uns geoffenbaret ist, und daß er, der treue Heiland, jeden Augenblick bereit ist, von dieser Fülle mitzutheilen einem jeden, der darnach verlangt. Je näher sie kommen wird die Zeit, wo die von der endlosen Leere irdischen Genusses und nichtigen Treibens unbefriedigten Gemüther sich dem Himmlischen wieder zuwenden müssen; je weniger die Selbstsucht auf die Dauer die Geister zu beherrschen im Stande sein wird; je gewisser es ist, daß an dem Zweifel sich die nach geistlichem Lebensbrode Hungernden und Dürstenden nicht wahrhaft sättigen können; je mehr die schweren Erfahrungen, die auf uns noch warten, die Prüfungen, die uns noch bevorstehen, die Menschen von selbst in die Arme des Glaubens treiben werden; je unzweifelhafter unsere Zeit die Wahrheit des Ausspruchs eines alttestamentlichen Weisen noch recht zu erproben Gelegenheit haben wird: „Eine jegliche Sünde ist wie ein scharf Schwert und verwundet, daß Niemand heilen kann; wer Gewalt und Unrecht thut,

muß zuletzt zum Bettler werden, und wer stolz ist, kommt zuletzt von Haus und Hof“ (Sir. 21, 5); je aufrichtiger wir dann nach Erlösung und Reinigung von der Sünde zu Gott rufen und seufzen werden: je mehr das Alles geschieht, meine Freunde, in desto herrlicherem Lichte wird der hohe Werth des theuren Weihnachtsevangeliums uns auch erscheinen; desto gerührterer Dank wird von den Lippen und aus den Herzen der Erlösten dem Vater im Himmel gezollt werden, der aus lauter Gnade und herzlichem Erbarmen seinen eingebornen Sohn dahingegeben hat, damit die Sünder wieder Gottes Kinder werden; desto unaussprechlichere Freude wird sein unter allen denen, welche des seligen Lebens in Christo wirklich theilhaft geworden sind.

Und schon heute haben wir ja viele Ursache zur Freude! Der Herr hat sich ja nicht unbezeugt in unserer Mitte gelassen; auch in dieser Stunde hat er uns mitgetheilt von seinem seligen Leben und wir haben es aufs neue gefühlt, daß wir berufen sind zu einem „heiligen Beruf“; und nicht nur mit seinem seligmachenden Worte und Geiste ist er uns nahe gekommen, sondern er will sich auch mit uns durch die theuren Pfänder seines Leibes und Blutes aufs neue verbinden, damit wir seiner Gemeinschaft, ohne welche es keine Seligkeit giebt auf Erden, recht gewiß werden. In dieser Gemeinschaft zu wachsen und zuzunehmen, und mit Leib und Seele ihr immer mehr anzugehören — das sei denn auch die schönste Frucht dieses festlichen Tages. Dann werden wir es nicht nur als eine allgemeine Wahrheit aussprechen, sondern als etwas in unsern Herzen Selbsterlebtes fröhlich bezeugen: „Es ist je gewißlich wahr und ein theures werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen.“ Amen.

VI.

Am letzten Jahressonntage.

Jesu Christi, des zur Rechten Gottes erhöhten Heilandes, Verheißung, daß er bald kommen werde.

Text: Offenb 3, 11.

Siehe, ich komme bald. Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.

So stehen wir denn wieder an der Schwelle eines neuen Jahres. Die Aussichten in dasselbe sind dunkel, die Erwartungen aufs Höchste gespannt, die Verwicklungen, die im Laufe des nun bald entschwundenen Jahres die Völker unsers Welttheils mit einem Netze von Gefahren umstrickt haben, noch nicht gelöst; noch ist das Vertrauen auf die überall wankend gewordenen öffentlichen Zustände nicht hergestellt, die Furcht vor der Möglichkeit noch größerer Erschütterungen nicht gehoben, die Arbeit und Verkehr lähmende Sorge nicht überwunden; übertriebene Hoffnungen wechseln mit übertriebenen Besorgnissen, sündliche Leichtfertigkeit mit abergläubischer Angsthaftigkeit, eitle Vielgeschäftigkeit mit trägem Sichgehenlassen: aber noch kein Mensch hat das mächtige Wort gesprochen, das dem Sturmwinde und den Wellen Ruhe zu gebieten im Stande gewesen wäre, noch viel weniger die entscheidende That gethan, welche ein Ende gemacht hätte aller Verwirrung und allem Hader. Dieses Wort und diese That erwarten auch wir, meine Freunde, die wir wissen, warum wir diese letzten Morgenstunden des scheidenden Jahres im Hause des Herrn mit einander zubringen, nicht von Menschen. Wie wenig der Mensch eigentlich macht, wie im Grunde nichts „an unserm Wollen oder Laufen liegt“ (Röm. 9, 16), das weiß Niemand besser als ein Christ, der die

täglichen Beweiſe des göttlichen Erbarmens und die wunderbaren Führungen der göttlichen Gnade in ſeinem Lebensgange mit ſeinen eigenen Vorſätzen und Entſchließungen zuſammenhält. Wenn wieder ſo ein Jahr unſers Lebens vorübergeſchwunden iſt, wenn wir zurückblicken auf das was wir gewünſcht und erſtrebt haben, und auf das, was davon wirklich in Erfüllung gegangen iſt, wenn wir das eigene unruhige und unſichere Herz, und daneben den ruhigen ſichern Gang des göttlichen Weltlaufes anſehen — dann können wir nur demüthig werden und ſprechen mit den frommen Ueberwindern in der Offenbarung des Johannes (15, 3): „Groß und wunderbar ſind deine Werke, Herr allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaftig ſind deine Wege, du König der Heiligen. Wer ſoll dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preiſen? denn du biſt allein heilig.“

Das iſt nun auch, meine Freunde, wie ich hoffe, das Grundgefühl, von dem wir alle in dieſem Augenblicke durchdrungen ſind. Sei die Zukunft noch ſo dunkel, laſten der Sorgen auf uns noch ſo viele, ſei der Glaube in uns noch ſo ſchwach, der Muth noch ſo klein, das Herz noch ſo unbefeſtigt und der Hoffnungsblick nach oben noch ſo ſehr verdunkelt durch Wolken des Zweifels und der Angſt — wenn wir nur unſer eigenes Unvermögen demüthig erkennen, wenn wir nur auf den Herrn harren, ſeinen Führungen uns im Glauben unterwerfen, ſeine Wege, auch wo ſie unerforſchlich ſind, verehren, und vor Allem „nach ſeinem Reiche und nach ſeiner Gerechtigkeit trachten“ (Matth. 6, 33) lernen. Das wunderbare, an prophetiſchen Räthſeln ſo reiche Buch, aus welchem unſere heutigen Textesworte entlehnt ſind, dieſes ſo vielfach mißverſtandene und ſelbſt mißhandelte, aber im Grunde ſo glaubens- und hoffnungsreiche Buch des neuen Teſtamentes, hat keinen andern Zweck, als den noch ſchwachen, mit Sünde befleckten, aber durch das Blut Jeſu Chriſti gereinigten und durch den Geiſt ſeiner Kraft und Wahrheit geheiligten erſten Chriſtengemeinden Troſt und Erhebung in den großen durch den Abfall der Schwachen und das Verderben der Welt ſie bedrohenden Gefahren zu gewähren, und ſie auf den endlichen Sieg des Reiches Gottes hoffen zu lehren, der freilich erkauft werden muß mit Bitten und mit Thränen,

mit Schmerzen und mit Schmach. Ein Wort der Ermunterung und Erhebung ist es auch, was in unserm Texte an die Gemeinde zu Philadelphia geschrieben wird, daß der Herr bald kommen werde. Hatte diese Gemeinde auch ein gutes Zeugniß vor dem Angesichte des Herrn, als eine solche, die obwohl klein an Macht, dennoch „das Wort des Herrn behalten und seinen Namen nicht verläugnet“ (3, 8), so war dessen ungeachtet dem Herrn nicht verborgen, daß es nöthig sein werde, auch diese Gemeinde in der Stunde der Versuchung zu bewahren; denn wer darf wagen von sich zu behaupten, daß er ohne Gottes Beistand die Versuchungsstunde überwinden werde? Darum verhieß der Herr, daß er bald kommen werde, nämlich zur Unterstützung, zur Hülfe und zum Siege.

Sollte aber jene Verheißung nur der kleinen Christengemeinde zu Philadelphia gegeben sein? Hat der Seherblick des Johannes nicht die ganze Entwicklung und den gesammten Verlauf des Reiches Gottes auf Erden umfaßt? Schwebte vor seinem prophetischen Blicke nicht auch die Stunde der Versuchung, die jetzt gekommen ist über den Erdkreis, „zu versuchen die da wohnen auf Erden“ (3, 10)? Gewißlich, meine Freunde! Und so ist das Wort Christi in unserm Texte, das Wort des Christus, der damals nach sieghaft vollbrachtem Erdenlaufe erhöhet war zu der Rechten Gottes, des Vaters, auch ein Wort an uns, gerade jetzt gesprochen zur rechten Zeit. Die Zeit drängt, die Jahre schwinden dahin, ein Geschlecht folgt dem andern nach: aber Gottes Verheißungen sind ewig. Jesu Christi, unsers zur Rechten Gottes erhöhten Heilandes, Verheißung, daß er bald kommen werde, lasset uns darum zum Gegenstande dieser letzten Sonntagsbetrachtung in dem scheidenden Jahre machen, und zwar lasset uns dabei ins Auge fassen:

1) die Bedeutung;
2) die Verpflichtung;
3) die Ermuthigung, die diese Verheißung für uns enthält.

Ja, Herr Jesu, wir harren deiner Hülfe, deines Rathes, deiner Kraft und deiner Gnade. So begleite uns denn auch in diesen letzten

Stunden dieſes ernſten, nun ſcheidenden Jahres, und gehe mit uns hinüber in das neue Jahr, damit wir aus eigener Erfahrung von dir ſagen können: du ſeieſt das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erſte und der Letzte. Amen.

II.

„Siehe, ich komme bald!“ ſo wird im Auftrage und Namen des Herrn an die Chriſtengemeinde zu Philadelphia geſchrieben. Wie dieſe Verheißung zu verſtehen, welches ihre wahrſte und angemeſſenſte Deutung ſei, das, wo möglich, zu ergründen, muß nun unſer erſtes Anliegen ſein. Daß der Herr bald kommen werde: war zur Zeit der Gründung der chriſtlichen Kirche die allgemeine Erwartung unter den gläubigen Gemeinden. Von der Gemeinde zu Theſſalonich wiſſen wir z. B., daß eine große Bewegung, ja Verwirrung in ihr entſtanden war einzig und allein aus dem Grunde, weil ſie den Tag des Herrn, durch falſche Weiſſagung erſchreckt, als ganz nahe bevorſtehend erwartete, ſo daß der Apoſtel Paulus dieſer Gemeinde in ſeinem zweiten Briefe an dieſelbe warnend zu ſchreiben ſich genöthigt ſah: „ſie ſolle ſich nicht bewegen laſſen von ihrem Sinn, noch erſchrecken weder durch Geiſt, noch durch Worte, noch durch Briefe als von ihm geſandt, daß der Tag Chriſti vorhanden ſei, ſie ſolle ſich nicht verführen laſſen in keinerlei Weiſe“ (Theſſ. 2, 2). Die Erwartung, daß der Herr wiederkommen werde, gründet ſich nun allerdings auf feſte Zuſagen und Verheißungen Jeſu Chriſti ſelbſt. Nicht nur ſeinen Jüngern hatte er kurz vor ſeinem Leiden und Sterben den Blick in ſeine Zukunft eröffnet, und ihnen geſprochen von dem Zeichen des Menſchenſohnes am Himmel, und wie alle Geſchlechter auf Erden ihn werden kommen ſehen in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit (Matth. 24, 30), ſondern ſelbſt vor ſeinen Feinden, vor dem als Blutgericht über ihm verſammelten hohen jüdiſchen Rathe, hatte er bezeugt: „Von nun an wird's geſchehen, daß ihr ſehen werdet des Menſchen Sohn ſitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels“ (Matth. 26, 64). Und die Schrift verbirgt uns auch nicht, zu welchem Zwecke Jeſus Chriſtus wiederkommen werde, nämlich: „zu richten

die Lebendigen und die Todten, mit seiner Erscheinung und mit seinem Reich“ (2 Tim. 4, 1).

Allein, meine Freunde, gerade diese Erfahrung, daß der Herr bis auf diese Stunde zum Endgerichte über das Menschengeschlecht noch nicht wiedergekommen ist, daß allem Anscheine nach die Zeit seiner Wiederkunft auch jetzt noch nicht erfüllt, und das Reich Gottes auf Erden noch nicht zu seiner vollen Lebensentfaltung gelangt ist — dient zum Zeugniß, daß es ein Irrthum ist, wenn man unter dem Kommen des Herrn, das er nach seiner Erhöhung zur Rechten Gottes vorhergesagt hat, nur jenes letzte entscheidende Auftreten Christi in seiner göttlichen Eigenschaft als Richter über alle menschlichen Gedanken und Werke am Ende der Dinge verstehen will. Hatte doch der Herr deutlich sein Kommen schon auf die Zerstörung der Stadt Jerusalem hin, die wenige Jahrzehnte nach seinem Leiden und Sterben statt hatte, geweissagt; hatte er doch dem Hohenpriester gesagt: „Von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn kommen in den Wolken des Himmels;“ ließ er doch selbst der Gemeinde zu Philadelphia schreiben: er komme bald — ohne daß eine persönlich-sichtbare Ankunft des Herrn auf Erden seitdem erfolgt wäre; und doch muß was der Herr geweissagt hat, auch ganz gewiß in Erfüllung gegangen, er muß seit dieser Zeit doch wirklich zu uns gekommen sein.

Und in der That, meine Freunde, wäre es durchaus irrthümlich, das Kommen des Herrn am Ende der Tage als ein plötzliches und unvorbereitetes sich zu denken. Als Jesus Christus diese Erde nach seiner leiblich persönlichen Erscheinung wieder verließ, damals im Augenblicke seines Hinganges zum Vater hatte er seinen Jüngern gesagt: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28, 20). Er ist und war von Anfang an und wird bleiben das zwar unsichtbare, aber dem Geiste und der Kraft nach dennoch fühlbar gegenwärtige, Haupt seiner Kirche, und das ist eben der Grund, warum die evangelischen Christen kein sichtbares, auf Erden thronendes Haupt ihrer kirchlichen Gemeinschaft anerkennen, indem sie an eine fortdauernde lebendige Einwirkung Jesu Christi auf den Gang und die Schicksale seines Reiches und auf die Gemüther

der ihm Angehörigen glauben, eingedenk der Worte des Apostels Paulus (Eph. 1, 20 f.), daß Gott Christum, nachdem „er ihn von den Todten auferweckt, zu seiner Rechten im Himmel über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft und Alles was genannt mag werden nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen gesetzt habe, und alle Dinge unter seine Füße gethan, und ihn gemacht habe zum Haupt der Gemeine.“ Jeder Sieg über die Sünde in uns und über die Welt außer uns ist darum ein Erfolg des Herrn selbst, der zur rechten Zeit seinen schwachen und eingeschüchterten Jüngern zu Hülfe kommt, und ihnen oftmals wunderbarlich durchhilft. Wenn daher der Herr in unserm heutigen Texte den Christen zu Philadelphia schreiben läßt: „Siehe ich komme bald“, so meint er damit nichts Anderes als: „Ich will euch in der Stunde der Versuchung zur rechten Zeit mit meinem Geiste und meiner Kraft, meiner Gnade und meinem Erbarmen zu Hülfe kommen, und selbst mit euch streiten gegen den euere Seele gefährdenden Feind.“ Und das ist's, meine Freunde, was die Verheißung unsers Textes auch für uns zu einer so bedeutungsvollen macht. Wir sind hineingestellt in eine Zeit und in eine Welt, in welcher die Kräfte der Finsterniß ihre mächtigen Bollwerke mehr denn je wider das Reich des Herrn und seine Glieder erheben; wir wissen nicht, ob die Versuchungen zum Abfalle und die Verlockungen zu geistlicher Lauheit und Trägheit nicht noch viel stärker werden könnten, als sie es bereits geworden sind; wir haben ja sogar im Laufe dieses Jahres die unverhülltesten Angriffe auf das Evangelium und seine Bekenner unter dem Volke erlebt, von dem die Verbreitung der heiligen Schrift unter die andern Völker ausgegangen ist und das sich rühmen konnte, die Wiege des verbesserten evangelischen Glaubens zu sein. Und ist auch das Kreuz Christi unter uns noch nicht öffentlich gehöhnt und geschmäht, so ist es doch vielfach von Einzelnen verläugnet und verachtet und selbst hie und da von oben herab der öffentlichen Gleichgültigkeit preisgegeben. Wie leicht könnte nach solchen Vorgängen und unter solchen Umständen das Jahr, an dessen Schwelle wir nunmehr stehen, weit größere Heimsuchungen, gefahrvollere Prüfungen, schmerzlichere Erfahrungen, niederschlagen-

dere Beispiele von Unchristlichkeit und Unglauben als das vergangene für die Kirche und ihre treuen Glieder bringen. Meine Freunde, vergessen wir in diesem Falle nicht, was das Wort unsers Textes bedeutet: „der Herr kommt bald.“ Geben wir uns dann nicht etwa dem entmuthigenden Irrthume hin: der Herr kümmere sich vorläufig nichts um die Schicksale seiner Kirche, um die Gefahren und Trübsale seiner Gläubigen, sondern werde erst am Ende der Tage wirksam persönlich eingreifen in die Schicksalsführungen seines Reiches. Halten wir doch fest an dem Glauben, daß der Herr unaufhörlich, zu allernächst durch das Gnadenmittel seines Wortes, aber auch durch die Einwirkungen seines Geistes und seiner Kraft, wirklich und wesenhaft unter uns ist, und in Zeiten großer Gefahr und angstvoller Bedrängniß ausdrücklich uns zu Hülfe kommt, d. h. durch ganz besondere Gnadenwirkungen, die er mit der Predigt seines Wortes, mit der Austheilung seines Sakramentes, mit neuer Ausgießung seines Geistes, mit herrlicher Ausrüstung seiner Kraft verbindet, den Gläubigen seine Nähe und Gegenwart zu erkennen giebt. Halten wir uns ganz besonders auch an das Wörtlein „bald“ in unserm heutigen Texte, d. h. verlassen wir uns getrost darauf, daß der Herr, wenn seine Kirche in Gefahr ist, nie lange verzieht, ihre wahren Glieder nie auf eine allzuharte Probe stellen will, sie nie über das Maß hinaus versucht werden läßt, sondern das Versprechen getreu erfüllen wird, das er scheidend seinen Jüngern gab: „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch“ (Joh. 14, 18).

Und wie groß und herrlich, meine Freunde, erscheint uns doch von diesem Glaubensstandpunkte aus der Gang und Verlauf der geschichtlichen Entwicklungen in der Welt, der eigenen Erlebnisse in uns selbst. Da ist Alles unter die Obhut, die Leitung, die Fürsorge des Herrn selbst gestellt, Alles der Einwirkung seines Geistes überlassen, nichts ihm entzogen oder verborgen. In seiner Hand laufen alle Fäden der weltgeschichtlichen Ereignisse, alle Gewebe der menschlichen Schicksale zusammen. Sein ist das Reich im wahren Sinne des Wortes. Auf einen großen Endentscheid arbeitet Alles unter seinem Beistande

durch seine Machtwirkung hin. So erfüllt sich das Wort, das ein großer Weiser unserer Zeit gesprochen: „Jesus Christus ist der Schlüssel zur Weltgeschichte“; und eben darum auch der Schlüssel zur Geschichte jedes einzelnen Menschenherzens.

II.

Ist nun aber das die Bedeutung der Verheißung unseres Textes, daß der Herr mit seinem Gnadenbeistande seinen Gläubigen jederzeit bald, d. h. noch rechtzeitig helfen will, ehe die Stunde der Versuchung über sie mächtig wird: so wollen wir nicht verkennen, daß es auch möglich wäre, eine falsche Anwendung von dieser Verheißung zu machen. Möglich wäre es nämlich, daß ähnliche Verirrungen noch immer vorkämen wie in der Gemeinde zu Thessalonich, unter deren Gliedern die Erwartung auf das baldige Erscheinen Christi, auf seinen kräftigen, die Sache des Reiches Gottes zur schnellen Endentscheidung führenden Beistand, zu Erschlaffung und geistlicher Trägheit führte, so daß der Apostel rügen mußte: „Wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich und arbeiten nichts, sondern treiben Vorwitz“ (2 Thess. 3, 11), wogegen er ernstlich ermahnt: „Ihr aber, liebe Brüder, werdet nicht verdrossen, Gutes zu thun“ (3, 13). Es ist eine Gefahr, meine Freunde, welcher der Christ in schweren Zeiten mehr als sonst ausgesetzt ist, matt und müde, lässig und schläfrig zu werden und diese Untugenden mit dem Vertrauen auf Christum zu beschönigen, der ja schon kommen, helfen, das Werk ausrichten werde. Nun aber, meine Freunde, ist ja Christus eben darum dem Leibe nach von dieser Erde geschieden, und hat eben darum seine Macht vor unsern Augen verhüllt, damit *wir*, wie der Apostel sagt, nicht verdrossen werden Gutes zu thun. Und, um nun auch gegenüber der Gemeinde zu Philadelphia jede falsche Auslegung, welche seiner Verheißung gegeben werden könnte, niederzuschlagen, darum setzt er in unserm Texte hinzu: „Halte was du hast.“ Es ist in diesen Worten eine sehr wichtige *Verpflichtung* für die Gläubigen enthalten, und wir müssen dieselbe ihrem Inhalte nach uns anzueignen suchen.

Meine theuren Freunde! Das Leben eines Gläubigen iſt von dem Apoſtel Paulus mehrmals mit einem Kampfe verglichen worden, und eine frühere Betrachtung hat uns gelehrt, daß des Kämpfens kein Ende ſein wird ſo lange das Reich Gottes noch auf Erden iſt. Die erſte Pflicht eines Kämpfers beſteht nun aber darin, ſich ſo lange als möglich gegen den Feind zu halten, beſonders dann die Waffen nicht zu ſtrecken, wenn er weiß, daß Hülfe und Errettung nahe iſt. Etwas ähnliches meint der Herr, wenn er der Gemeinde zu Philadelphia zuruft: „Halte was du haſt.“ In zweifacher Beziehung zeichneten ſich die Gläubigen vor den Ungläubigen aus: durch die Wahrheit ihrer chriſtlichen Erkenntniß, und durch die Gottſeligkeit ihres Wandels. In dieſer zweifachen Beziehung hatten ſie aber auch die Angriffe des Unglaubens auszuhalten, der ihre Erkenntniß zu erſchüttern, und ihren gottſeligen Wandel zu beflecken ſuchte. Die Grunderkenntniß der evangeliſchen Chriſten: der Glaube an Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten war ja ein Stein des Anſtoßes und ein Fels des Aergerniſſes für die lichtfreundlichen Griechen wie für die ſtockblinden Juden, von den einen verſpottet, von den andern verläſtert; und der gottſelige Wandel, der die Lüſte des Fleiſches floh, mit Sanftmuth und Geduld die Widerwärtigkeiten ertrug, auch gegen Gegner und Feinde Liebe übte und der Hausgenoſſen im Glauben mit brüderlicher Treue ſich annahm — dieſer Wandel war ein allzufühlbarer Vorwurf für alle diejenigen, welche ihren fleiſchlichen Neigungen folgten und dem gottloſen Weſen der Zeit anhiengen, als daß er nicht ein Zielpunkt des Haſſes und der Verfolgung hätte werden müſſen.

Wie aber, meine Freunde, die Verheißung unſeres Textes nicht nur eine bedeutungsvolle für die Gemeinde zu Philadelphia iſt, ſondern auch für uns: ſo iſt auch die Verpflichtung, welche der Herr den Gliedern der Gemeinde zu Philadelphia auferlegt, eine ſolche, die nicht nur ſie, ſondern auch uns angeht. Je größer die Verſuchung iſt, läſſig und ſchläfrig zu werden, je mehr es manche jetzt vorziehen möchten vom Kampfplatze ſich zurückzuziehen und dieſen den Gegnern

zu überlaſſen mit der Entſchuldigung, der Herr werde ſchon zu ſeiner Zeit unter dieſen Gegnern aufräumen, je verderblicher aber in ſolchen Tagen, wie die gegenwärtigen ſind, alle Feigheit, Trägheit und Gleichgültigkeit iſt — am verderblichſten dann, wenn ſie ſich hinter den Schild des Glaubens verbirgt — deſto mehr iſt es unſere Pflicht, dem Rufe des Herrn zu folgen und wenigſtens das mannhaft zu vertheidigen und zu erhalten, was wir haben. Und fürwahr, meine Freunde, wir ſind auch nicht bloß und waffenlos auf den Kampfplatz mit der Welt geſtellt. Die alte Glaubensrüſtung, welche der Apoſtel Paulus im Epheſerbriefe (Eph. 6, 13 f.) ſo anſchaulich ſchildert, iſt noch nicht zerbrochen oder durchlöchert. Noch iſt die Wahrheit unſer Gurt, die Gerechtigkeit unſer Panzer, noch iſt der alte Glaubensſchild ſtark genug, die feurigen Pfeile des Böſewichts auszulöſchen, noch deckt der Helm des Heils unſer Haupt, und das Schwert des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes, ſteht uns gottlob zur Hand. Noch, meine Freunde, iſt die Erkenntniß der Wahrheit in vielen Hunderten und Tauſenden, wenn auch hie und da befleckt und verunreinigt durch Menſchenſatzung, dennoch in genügendem Maße vorhanden, und die ſegensreichen Spuren eines gottwohlgefälligen in Chriſto geheiligten Wandels ſind alle noch nicht verſchwunden. Noch dürfen wir rühmen: „Wir haben ein feſtes, prophetiſches Wort als ein Licht, das da ſcheint an einem dunkeln Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenſtern aufgeht in den Herzen“ (2 Petr. 1, 19). Noch fehlt es an Solchen nicht, welche ſagen dürfen: „Unſer Troſt iſt d e r, daß wir ein gut Gewiſſen haben, und fleißigen uns guten Wandel zu führen bei allen“ (Ebr. 13, 18). Verkennen wir nicht, meine Freunde, das viele Gute, das durch Gottes Gnade trotz der Verwüſtungen, welche durch Weltſinn und Unglauben im Weinberge des Herrn angerichtet worden ſind, ſich bis auf dieſen Tag unter uns erhalten hat, und noch immer erhält. Mit der Zunahme heilloſer Schriften hat auch die Verbreitung der heiligen Schrift zugenommen; mit der Vermehrung ſolcher Vereinigungen welche nur weltliche und ſelbſt ſündliche Zwecke verfolgen, haben auch die Vereine, deren Glieder zum Aufbau und zur Förderung des Reiches Gottes zuſammen-

getreten ſind, ſich vermehrt; während manche Chriſten in unſerer Nähe zu Heiden werden, läßt Gottes Gnade in der Ferne Heiden zu Chriſten werden; während der Unglaube frecher, übermüthiger geworden iſt, wird auch der Glaube feſter, gottesmuthiger; ſehen wir unter den Hammerſchlägen der Zerſtörung manches Gute und Ehrwürdige mit Schmerz und Wehmuth fallen, ſo ſehen wir dafür auch morſche und faule Stützen, die nur noch dem blöden und ſchwachen Glauben dienten, mit Recht zuſammenſinken; ruft der erwachende Freiheitstrieb auch an dem Baume des chriſtlichen Lebens manche taube Blüthen hervor, ſo würden wir uns doch an der Wahrheit verſündigen, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß dem Segenshauche wahrer Freiheit auch ſchon edle chriſtliche Geiſtesblüthen entſproſſen ſind.

Wie Unrecht hätten wir darum, meine Freunde, wenn wir das Alles erwägend und zu Herzen nehmend, uns beim Scheiden aus dieſem Jahre dem Unmuthe, der Trägheit, der fleiſchlichen Sicherheit überlaſſen wollten. „Halte, was du haſt,“ ruft uns der Herr mehr als je, ruft er uns beſonders ernſt und eindringend an dieſem Grenzpunkte eines neuen Zeitabſchnittes zu. Vor Allem iſt es unſere Pflicht, die Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheit, welche aus dem Glühofen der Angriffe des Zweifels und Unglaubens gerettet worden iſt, zu erhalten, zu ſchützen, und uns den Ruhm nicht nehmen zu laſſen, den Paulus den ſonſt in mancher Hinſicht nicht gerade ruhmwürdigen Corinthern giebt, „daß wir ſeien durch Chriſtum Jeſum in allen Stücken reich gemacht an aller Lehre und in aller Erkenntniß“ (1 Cor. 1, 4 f.). Nichts, meine Freunde, darf uns verloren gehen, was wirklich dazu geſchickt iſt, die Gemeinde des Herrn aufzuerbauen auf dem heilbringenden Grunde des göttlichen Wortes. Laſſen wir denen, die das Wort Gottes für eine Thorheit und die Predigt von Chriſto für eine „thörichte Predigt“ (1 Cor. 1, 21) halten, ihre eigene Weisheit; aber vergeſſen wir nicht, daß der Sohn Gottes ſelbſt geſprochen hat: „Selig ſind, die Gottes Wort hören und bewahren“ (Luc. 11, 28). Prägen wir uns jene väterliche Ermahnung in dieſen Tagen fleißiger als je ein, welche Paulus an ſeinen lieben Sohn in Chriſto, Timo-

theus, richtet in den Worten: „Du aber bleibe in dem, das du gelernet haſt und dir vertrauet iſt, ſintemal du wiſſeſt, von wem du gelernet haſt. Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieſelbige unterweiſen zur Seligkeit durch den Glauben an Chriſtum Jeſum“ (2 Tim. 3, 14 f.). Allerdings, meine Freunde, kann man die chriſtliche Lehre den Menſchen auch als ein Joch auferlegen, und einen tödtenden Buchſtaben aus dem geiſtbeſeelten Gotteswort machen; man kann Nebenſachen in ihr zur Hauptſache erheben und Hauptſachen zur Nebenſache herabſetzen; man kann die Wahrheit des Evangeliums mit dem Verſtande erfaſſen und vortrefflich vertheidigen, und mit dem Herzen ihr dennoch fremd geblieben ſein. Solche Beiſpiele hat es leider zu allen Zeiten, und wie wir aus dem dreizehnten Capitel des erſten Corintherbriefes erſehen, auch ſchon zur Zeit der Apoſtel gegeben; denn ſonſt würde Paulus dort nicht geſagt haben: „Wenn einer weiſſagen könnte, und alle Geheimniſſe wüßte, und alle Erkenntniß und allen Glauben hätte, daß er Berge verſetzte, und hätte die Liebe nicht: ſo wäre er nichts.“ Hüten wir uns, meine Freunde, vor dieſer Verirrung; aber verkennen wir darüber nicht, daß ohne eine gründliche Erkenntniß der Heilswahrheiten auch kein lebendiger Glaube, und ohne lebendigen Glauben keine aufopfernde Liebe möglich iſt. Halten wir feſt vor Allem am Grunde der Heilswahrheit, an dem was uns in der Schrift, wie der Apoſtel ſagt, zur Seligkeit unterweiſt, an dem Seligmacher, Jeſu Chriſto, ſelbſt, an ſeinem Kreuze und an ſeinem Siege, an ſeiner Gnade und an ſeiner Herrlichkeit. An dieſem Grunde aller chriſtlichen Erkenntniß feſtzuhalten, iſt in dieſen Tagen der Verſuchung jedes Chriſten erſte, heiligſte Pflicht.

Aber wir haben nicht nur die Lehre zu erhalten. Gott ſei Dank, finden ſich unter uns auch noch mancherlei und ſchöne Gaben chriſtlichen gottwohlgefälligen Lebens und Wandels. Es iſt wahr: die Herrſchaft der Selbſtſucht hat große Fortſchritte in unſerer Zeit gemacht; viele Menſchen ſcheinen rettungslos an Gold, Genuß, Macht und Glanz der Welt gefeſſelt. Aber es wäre noch viel ſchlimmer ge-

worden in unſerer Zeit, wenn dieſe Herrſchaft der Selbſtſucht nicht wieder gemäßigt und theilweiſe ſelbſt gebrochen würde durch die ſtille dienende Gewalt der chriſtlichen Liebe, der Geduld, der Demuth, des Glaubens und der Hoffnung, durch das Gegengewicht des thätigen chriſtlichen Lebens, das Gott ſei Dank auch noch manche Jünger und Jüngerinnen zählt, und denen es jedenfalls an guten Werken niemals fehlt, wenn dieſelben auch nicht mit großen Worten begleitet ſind. Und an allem dem, was als Frucht des in Liebe und Leben thätig gewordenen Glaubens unter uns bisanhin gediehen iſt und noch gedeiht, laſſet uns doch ja treulich feſthalten, meine lieben Freunde! Was iſt die reinſte Lehre ohne ein geheiligtes Leben? Was die reichſte Erkenntniß ohne die ihren Reichthum mittheilende Liebe? Wenn die Gegner des Evangeliums den Gläubigen vorwerfen können, daß ſie ſelbſtſüchtig, engherzig, lieblos, muthlos, ungeduldig, gleichgültig ſeien, daß ihr Chriſtenthum nur ein ſchimmernder Ueberwurf ſei über ein ungebeſſertes Herz — wenn ſie auf die Gläubigen jenes Wort anwenden können: „Sie ſagen, ſie erkennen Gott, aber mit den Werken verläugnen ſie es“ (Tit. 1, 16) — wie ſtehen wir ihnen dann gegenüber in der Stunde des Kampfes? Darum laſſet uns nie vergeſſen, daß der Herr ſelbſt geſagt hat: „Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, damit ſie eure guten Werke ſehen“ (Matth. 5, 16), und daß ſein größter Apoſtel uns wandeln heißt „würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen und fruchtbar ſein in allen guten Werken“ (Col. 1, 10). Je mehr wir feſthalten an dem Guten und Gottwohlgefälligen, was durch Chriſti Geiſt und Kraft ſeit Jahrhunderten unter uns gepflanzt und gebaut worden iſt, deſto weniger wird der Geiſt der Welt, der Sünde und Finſterniß Boden unter uns gewinnen, deſto leichter wird der Herr ihn mit ſeinem Geiſte aus dem Felde ſchlagen und überwinden.

III.

Ein ununterbrochener Kampf, ſtetes Wachen, Sorgen, Befürchten iſt nun freilich ein bangemachender Zuſtand, und man hat ja auch von dieſem Geſichtspunkte aus das Leben der Chriſten ſchon oft-

mals als ein wenig beneidenswerthes, als ein trübes und freudeloses, Anderen zu einem abschreckenden Beispiele vorgestellt. Wie heiter lächelt doch die Welt dem, der sie genießen will, entgegen! Wie vergnügt lebt es sich, wenn man sich um Versuchung und Sünde nicht viel kümmert, sondern sorglos die Blumen des irdischen Glückes pflückt, wo sie am Wege stehen. Wie angenehm wandelt es sich überhaupt auf der breiten Landstraße, wo eine fröhliche Menge einherzieht, und wie lästig ist es auf dem schmalen, mit Steinen und Dornen bedeckten Gebirgspfade, auf dem nur Wenige unter unzähligen Mühen und Beschwerden sich empormühen. Und dennoch, meine Freunde, wenn wir auch nur vom Standpunkte irdischen Genusses ausgehen, werden wir nicht im Ernste behaupten dürfen, daß denjenigen am meisten wahrer Genuß zu Theil geworden sei, die das Leben am leichtesten und bequemsten verbracht haben. Oder wenn wir uns wirkliche, tiefere Genüsse verschaffen wollen, pflegen wir dann die breite mühelose Heerstraße einzuschlagen, ziehen wir nicht der uns erwartenden Beschwerden ungeachtet den kühnen Gebirgspfad vor, der für alle ausgestandenen Mühsale uns zuletzt mit einer entzückenden Fernsicht so herrlich belohnt? Und wie süß ist das Gefühl, Mühe und Ungemach männlich überstanden zu haben, und wie selig ist das Ausruhen nach Anstrengung und Kampf!

Nur Kampf, nur Mühe, nur Anstrengung vor sich zu sehen — das freilich wäre entmuthigend, vernichtend. Aber das, meine Freunde, ist nicht die Verheißung unsers Textes, nicht der Lehrinhalt des Evangeliums. Unser Text verlangt das tapfere, kämpfende Festhalten an evangelischer Lehre und evangelischem Leben zu dem bestimmten Zwecke, „damit Niemand uns unsere Krone nehme," und der heilige Seher sagt an einer andern Stelle unseres Buches: „Und ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach" (Offenb. 14, 13). Der Herr selbst aber will auch da, wo er von einem „Joche" spricht, das er den Gläubigen auferlegen wolle, doch nur

aus dem Grunde ein ſolches Joch aufladen, damit wir „Ruhe finden für unſere Seele“ (Matth. 11, 29).

In der That, meine Freunde, kann der Chriſt kein anderes Ziel ſeiner Treue im Kampfe gegen Sünde, Welt und Tod im Auge haben, als den endlichen Sieg über Alles das was nicht aus Gott iſt. Denn unter der Krone, von der unſer Text ſpricht, iſt der Kranz des Ueberwinders zu verſtehen, womit derjenige geſchmückt wurde, der ſiegreich aus einem Kampfe hervorgegangen war. Schon ein Weiſer des alten Teſtaments hatte ja die herrliche Verheißung ausgeſprochen: „Die Gerechten werden ewiglich leben, und der Herr iſt ihr Lohn, und der Höchſte ſorget für ſie. Darum werden ſie empfahen ein herrliches Reich und eine ſchöne Krone von der Hand des Herrn“ (Weish. 5, 16 f.) Aber noch beſtimmter bringt der Apoſtel Paulus das Gnadengeſchenk des himmliſchen Siegerkranzes mit dem treuen Ausharren im Erdenkampfe gegen die Macht der Sünde in Verbindung, wenn er ſpricht: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten. Hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir aber allein, ſondern auch allen, die ſeine Erſcheinung lieb haben“ (2 Tim. 4, 7 f.). Und der Engel an die Gemeinde zu Smyrna ſchreibt ja: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben“ (Offenb. 2, 10). Welch ein Kranz von Verheißungen, meine Freunde, von dem grauen Alterthume an bis hinunter in die Zeiten der chriſtlichen Offenbarung. Welche Ermuthigung für jeden frommen Dulder und treuen Streiter in einer ſo dunkeln, ſo unruhevollen, für das Gedeihen des göttlichen Reiches auf Erden ſcheinbar ſo gefahrvollen Zeit.

Wie ſehr hätte man doch Unrecht, in unſerer Zeit den ſinkenden Muth der Gläubigen damit aufrichten zu wollen, daß man die perſönlich-ſichtbare, das geſammte Erdenleben abſchließende Erſcheinung des Herrn als nahe bevorſtehend ankündigte. Iſt es denn nicht genug, wenn wir die feſte durch nichts zu erſchütternde Ueberzeugung in uns

tragen dürfen, daß der endliche Sieg dem Reiche Gottes auf Erden gewiß ist, daß das Alles vollendende Gericht über die im Bösen Beharrenden gewiß nicht ausbleiben wird, daß Alles zu unserm Heile beschlossen ist im Rathe des Herrn von Anfang an? Ist es nicht genug, wenn uns der Herr die untrügliche Zusicherung giebt, daß auch wir, sobald wir nur festhalten an der Wahrheit in Erkenntniß und Leben, in Glauben und Liebe, in Demuth und Hoffnung, die Krone des Lebens empfangen und in die seligen Reihen der frommen Ueberwinder treten werden? Ist es denn nicht genug, dessen zuversichtlich gewiß sein zu dürfen, daß der Herr als das ewige lebendige Haupt seiner Kirche im Himmel die Gläubigen nie verläßt, sobald sie ihn nicht verlassen; daß er ihnen nahe ist in seinem Worte, seinem Geiste, seiner Kraft; daß er immer „bald kommt," sobald sie seine Nähe und Gegenwart nöthig haben. Bedürfen wir denn noch anderer Zusicherungen, wollen wir denn noch mehr wissen, noch tiefer eindringen in die Geheimnisse seines Reiches — o! dann, meine Freunde, hüten wir uns wenigstens, daß wir uns nicht vorwerfen müssen, was der Apostel Paulus den nach der Erscheinung des Herrn ungeduldigen Thessalonichern vorwirft, daß sie „Vorwitz treiben" (2 Thess. 3, 11).

Der Ermuthigung, meine theuren Freunde, bedürfen wir allerdings, und wir wollen es dem Herrn danken, daß er sie uns in seinem Worte, im Gebete und in der Kraft seines Geistes so reichlich gewährt. Suchen wir aber keine falschen Stützen für unsern Glauben, die früher oder später doch nur zusammenbrechen würden, sondern halten wir uns an ächte Stützen, an die unzerstörbaren Säulen der evangelischen Wahrheit. Eine solche Säule ist — der Glaube an das von Christo uns theuer erkaufte, in ihm uns geschenkte ewige Leben, an den gewissen Siegeslauf der treuen Jünger des Herrn nach dem mannhaft überstandenen Kampf. Das ist keine verwerfliche Lohnsucht, wenn wir uns freuen auf den himmlischen verheißenen Lohn, sobald wir ihn nicht ansprechen als ein Verdienst, sondern dankbar annehmen als eine Gnade. Denn Gnade — freilich Gnade ist zuletzt Alles was uns an Seligkeit und himmlischer Freude zu Theil wird,

ein Werk des Herrn, das ſeine Kraft, wenn ſie in uns Schwachen mächtig wird (2 Cor. 12, 9), wirket. Aber eben dieſer Gnade wollen wir uns freuen, und ſie dienen laſſen zu unſerer Ermuthigung auf dem ſchmalen Pfade des Chriſtenlebens in der heißen Stunde der Verſuchung.

Darum, meine Freunde, laſſet uns unſere Blicke in dieſen letzten Scheideſtunden des nun bald abgelaufenen ſchickſalsvollen Jahres nach oben zu dem Gott der Barmherzigkeit und Gnade richten, und ihm in Jeſu Chriſto unſere Zukunft und diejenige ſeines theuren Evangeliums in ſeiner heiligen Kirche auf Erden anbefehlen. Möge er über uns und ſeine Gemeinde auch noch ſchwerere Prüfungen, noch ſchmerzvollere Demüthigungen als bisher beſchloſſen und verhängt haben — wenn er uns dadurch nur näher kommt, wenn er nur in uns wächst und zunimmt, wenn nur ſein Reich Fortgang gewinnt, nur ſeine Gerechtigkeit und Wahrheit am Ende den Sieg behält. O! wie Noth thut es doch, daß die Netze zerriſſen, die uns in die Sorgen dieſer Erde ſo tief verwickelt, in die Liebe zur Welt ſo arg feſtgefangen haben; wie ernſtlich müſſen wir es wünſchen, daß wir los werden von den Stricken und Banden der Fleiſchesluſt und Augenluſt, des hoffärtigen Weſens, der Eitelkeit und Thorheit dieſer Zeit. Empor, empor, meine Freunde, mit unſern Blicken, mit unſern Herzen, mit unſern Strebungen, mit unſern Hoffnungen, empor zu dem Throne der ewigen himmliſchen Liebe, wo die Kränze des Sieges für die frommen Vollender im Glauben blühen. Haben wir einmal mit dieſem himmliſchen Sinne das Ewige ergriffen, und ſind wir entſchloſſen, es nicht mehr zu laſſen unter dem Beiſtande unſeres treuen Herrn — dann mag die Zeit die Wogen der Vergänglichkeit noch ſo raſch mit dem ſterblichen Theile von uns dahintreiben — unſer unſterblicher Theil, unſere durch Chriſtum Jeſum erlöste und errettete Seele, wird vor dem Schauer des Todes und der Verweſung nicht mehr erbeben; denn über den Gräbern iſt uns aufgegangen das Licht unvergänglicher Klarheit und unverweslicher Herrlichkeit, zu der wir alle in Chriſto Jeſu berufen ſind. Und ſo mag auch dieſes Jahr mit den andern, die

bereits vorübergegangen ſind, hinter uns treten — wir ſchauen getroſt und gläubig vorwärts, aufwärts, himmelwärts. Wenn dann in mitternächtlicher Stunde die Kirchenglocken das Anbrechen eines neuen Jahres ankündigen — o! ſo wiſſen wir ja daß, wenn einmal das Alte auf Erden vergangen iſt, ein Neues im Himmel für uns gewißlich anbrechen wird, im ewigen Leben, und ſo mögen dann auf den Schwingen des frommen Geläutes unſere Seelen ſich betend erheben zum Himmel, zu dem Himmelskönige, der geſprochen hat: „Siehe, ich komme bald und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen, wie ſeine Werke ſein werden, ja ich komme bald. Amen. Ja komm Herr Jeſu. Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti ſei mit euch Allen“ (Offenb. 22, 12 u. 20 f.) Amen.

BX8066.S34
Das Kommen des Herrn in unserer Zei
Andover-Harvard
091666695
3 2044 077 948 271

Schenkel, Daniel BX
Das Kommen des Herrn 8066
in unserer Zeit. .S34